Biogr.
768.

Biogr. Mendelssohn
768 m

<36603236320011
<36603236320011
Bayer. Staatsbibliothek

p3

Biogr. 768 m

Ex donat. Molliana.

Moses Mendelssohn.

Fragmente von ihm und über ihn.

David Friedländer.

Für Gönner und Freunde

(aus der Zeitschrift Jedidia abgedruckt.)

Berlin, 1819.
In Kommission bei Friedrich Enslin.
(Breitestraße Nr. 23.)

Bayerische
Staatsbibliothek
München

An den Herausgeber der Zeitschrift Jedidja.

Ich theile mit Ihnen, mein hochgeachteter Freund, Wunsch und Verlangen, alles, was sich von unsrem weisen Mendelssohn noch auffinden läßt, zu sammeln und in Ihre Zeitschrift niederzulegen. — Ungedrucktes dürfte wenig seyn. — Da aber Jedidja vorzüglich unsren Religionsgenossen gewidmet ist, warum sollten nicht auch bereits gedruckte kleine Aufsätze, Briefe, Anekdoten, merkwürdige Urtheile, sinnreiche Worte, welche der Augenblick gebar u. s. w. von ihm aufgenommen und aufs Neue in Umlauf gesetzt werden? Manche derselben, besonders Briefe von ihm und über ihn, stehen in Sammlungen zerstreuet, welche, wenn auch nicht vergessen, doch schwerlich zur Kenntniß der heranwachsenden israelitischen Jugend, und vielleicht der Leser Ihrer Zeitschrift überhaupt kommen dürften. – Jedidja wird sich ein großes Verdienst erwerben, wenn sein vorzügliches Augenmerk dahin gerichtet ist, für die jungen Männer zu sorgen, deren Beruf und Bestimmung seyn soll, sich selbst auszubilden, und dadurch sich zu Erziehern der Jugend und Volkslehrer geschickt zu machen – dem verewigten Weltweisen soll damit kein Denkmahl gesetzt werden: bedarf er unsres Lobes, unsrer Ehrensäulen? — Aber unsren Jünglingen, welche sich den Studien widmen, erzeigen wir einen großen Dienst, wenn wir sie zu ihm hinweisen, und durch diese kleinen Aufsätze sie auf seine größern Werke aufmerksam machen. Was können sie nicht von diesem Edlen lernen! Wahl der Materie, Schönheit

der Sprache, Richtigkeit des Ausdrucks, vorzüglich aber Frömmigkeit der Gesinnungen und jene nachahmungswürdige Bescheidenheit, die aus allen seinen Vorträgen, wie der Geruch der Veilchen sich sanft verbreitet. Nirgends anmaßender Ton; immer will er nur mit uns lernen, mit uns forschen, mit uns denken; niemals seine Ansicht ohne Gründe, auf Authorität aufdringen, als Lehrer, seine Meinung geltend machen. — Wie sehr bedürfen wir zu unsrer Zeit solcher Muster! Aber auch von jeder andern Seite betrachtet, werden seine kleinen Aufsätze von bedeutendem Nutzen seyn; denn auch der mindeste trägt das Gepräge seines hellblickenden Geistes, seines liebevollen Herzens, seines brennenden Eifers für Wahrheit und Tugend überhaupt, und für wahre Aufklärung seiner Mitbrüder insbesondere.

Wollen Sie also, mein werthgeachteter Freund, mir einen Platz in Ihrer Zeitschrift gönnen, so will ich versuchen, aus eigener kleinen Sammlung oder auch aus freylich schon geschwächtem Gedächtniß, von Zeit zu Zeit etwas von oder über M. mitzutheilen. Ich mache mit einem hiebey erfolgenden Fragment, das aus meinen Unterhaltungen mit dem Verewigten genommen ist, den Anfang, und lasse Ihnen einige andre folgen. Mehr, als solche Fragmente, kann ich, besonders bey vorgeschrittnem Alter, nicht liefern. Sie und Ihre Leser mögen dann entscheiden: ob ferner kleine Gaben anzunehmen oder zurück zu weisen sind.

Charlottenburg bey Berlin, im May 1818.

Friedländer.

I.

Unterhaltungen mit Mendelssohn
aus der Erinnerung niedergeschrieben.
(Fragment.)

Der Mensch im allgemeinen betrachtet, gebildet und ungebildet, selbst der Wilde nicht ausgenommen, verbindet zwei sich widersprechende Eigenthümlichkeiten. Er liebt die Veränderung und hängt an dem Gewohnten. —

Der Mensch wird selbst behaglicher und angenehmer Empfindungen bald satt, und sehnt sich nach neuen Eindrücken, Vorstellungen und Beschäftigungen. Zu gleicher Zeit ist er ein Sklave der Gewohnheit. Es kostet ihm oft bedeutende Mühe und Anstrengung sich von der gewöhnlichen Art zu seyn, loszureissen, wenn er auch die Verbesserung seines Zustandes mit Zuversicht davon erwarten darf und dies einsieht. — Bei intellektuellen Gegenständen äußert sich dieser Widerspruch noch deutlicher und mit hervortretenden Modifikationen. Jeder neue Gegenstand hat, außer der Veränderung die er gewährt, auch als Neuheit einen unendlichen Reitz für ihn: er greift danach so oft er auch in seiner Erwartung schon betrogen worden ist. — Ein ewiger Wechsel der Anschauungen und der dadurch bewirkten Empfindungen scheint den Werth seiner Existenz zu erhöhen, das Einerley ermüdet ihn. Zu gleicher Zeit ist es dem menschlichen Gemüthe eigenthümlich, für das Alte Achtung und Verehrung zu hegen, und diese sorgfältig zu erhalten und zu pflegen: dieses ist nicht Wirkung der Gewohnheit allein. Bemerkungen, Beobachtungen, Warnungen, Lehren, wenn sie wahr und wichtig sind, wenn sie unsren Empfindungen zusagen, gewinnen, vernommen aus dem Munde von Männern, die uns ehrwürdig geworden, oder von fernen Jahrhunderten, oder von fremden Völkern, einen gewissen Heiligenschein, der sie anziehend macht und unsre Aufmerksamkeit fesselt. Selbst wenn sie die Neuheit, das Treffende, das Ueberraschende bereits verlohren haben, hört ihre Wirkung nicht auf. Das Alterthümliche, verbunden mit dem Fremdartigen des Ausdrucks, dem oft eine kräftige Kürze zur Seite steht; das Ansehn, das der Lehrer sonst schon gewonnen hat, das Beyspiel unserer Voraltern und Zeitgenossen, werfen einen besondern Glanz auf das Vernommene und machen alles ehrwürdig. Nicht selten ist die Bestätigung mit eignen Beobachtungen, die Uebereinstimmung mit unsren jetzigen Gefühlen höchst erfreulich, und sehr oft überrascht es uns, daß schon in

so früher Zeit, so treffende Bemerkungen gemacht sind, von denen wir glaubten, sie könnten nur die Frucht neuerer Anstrengungen und Erfahrungen seyn. — Durch alles dieses zusammengenommen, gewinnen unsre Begriffe eine festere Haltung, unsre Urtheile eine größere Sicherheit, und unsre Vorsätze zu handeln verlieren ihr Schwankendes. Will man dies Vorurtheile nennen; immerhin! Wahr ist es, wir handeln in diesem Fall im Vertrauen auf fremde Aussprüche, die wir selbst nicht geprüft, von deren Richtigkeit wir uns nicht überzeugt haben: es sind vorgefaßte Urtheile, Vorurtheile. Aber der Mensch im geselligen Zustande, wäre ein unglückseliges Wesen, wenn er nichts unternehmen, nichts thun und nichts lassen wollte, als bis er selbst gesehen, versucht und erwogen hätte, wenn er nichts auf Authorität, auf Treu und Glauben annähme, sich nicht auf das stützen wollte, was andre vor ihm geurtheilt haben. Es scheint, die bekannte Frage: soll man dem Volke seine Vorurtheile nehmen oder es der Täuschung überlassen? dürfte sich leicht erledigen lassen. — Sollte es hier nicht, wie in mehreren andern Fällen, ein bloßer Wortstreit seyn? Wahnbegriffe sind auch Vorurtheile, ohne Prüfung angenommen. Diese, in wie fern sie der sittlichen oder geistigen Bildung entgegen treten, sind gradezu nicht zu dulden, müssen, ohne Verschonen, mit Stumpf und Stiel ausgerottet werden; aber giebt es nicht viel öfterer Fälle, wo, mit dem weisen Nathan zu reden: getäuscht zu werden uns heilsam ist? Alle Menschen setzen voraus, ihre Aeltern haben sie nicht betrügen, sondern ihre Wohlfahrt begründen wollen; alle Menschen trauen den Lehren ihrer Weisen, den Erfahrungen und Versuchen ihrer Heilkünstler, und befolgen ihre Vorschriften bevor sie urtheilen. Sollen wir ihnen dieses Vertrauen, unter dem Vorwande: es wären Vorurtheile, nehmen? Wohin würde dieses Verfahren führen, wenn es auch überall möglich wäre? — Es scheint also, der Streit über die Nützlichkeit und Schädlichkeit der Vorurtheile löst sich

zuletzt in ein Wortstreit auf. Es versteht sich von selbst, daß keinem Menschen die Freyheit des Nachdenkens und der Selbstprüfung nicht allein nicht genommen werden darf, sondern daß es Pflicht sey, ihn in den Besitz derselben zu setzen, wenn er sie noch nicht hat, daß es Pflicht sey ihm die Ausübung derselben zu erleichtern, mit Einem Wort, die Kultur der Denkkraft auf alle Weise zu befördern. Hingegen ist es eine eben so unerläßliche Pflicht, so lange ein Volk durch Lage der Umstände verhindert ist selbst zu urtheilen, ihm die heilsame und ehrwürdige Meinung, die es von dem Verstande, dem guten Willen, der Würde des Alterthums hat zu lassen, und den auf Autorität angenommenen Grundsätzen und Wahrheiten, die offenbar zur Ruhe und Glückseligkeit führen, nichts von ihrer Wirksamkeit zu benehmen. Der Tugendfreund wird in allen sich ereignenden Fällen schon das gehörige Maaß zu treffen wissen, und mit Behutsamkeit die Linie bestimmen, wo es unbedingt gut sey, dem Volke das Vertrauen zu lassen, das es auf Heiligkeit und Ehrwürdigkeit des Alterthums setzt; und wo es eben so unbedingt gut sey, Lehren und Vorschriften neuer Untersuchung und Prüfung zu unterwerfen. Bestimmtere Regeln lassen sich nicht angeben, aber offenbar ist es unrichtig zu behaupten: alle Vorurtheile seyen auszurotten, weil es Vorurtheile sind. — Mit gehöriger Vorsicht lassen sie uns also die angebohrne oder die eingepflanzte Achtung fürs Alterthum hegen und pflegen, damit seine Würde nie verletzt werde, und besonders wenn uns eigne Erfahrung belehrt, daß Nachdenken und redliche Selbstprüfung unsre Hochachtung für dasselbe nicht anders als vermehren könne. —

Die mit Ehrfurcht vermischte Freude, welche das Lesen und das Studium der heiligen Urkunden dem religiösen und unbefangenen Gemüthe gewährt, ist mit die Frucht der Würde, mit welcher wir sie von Jugend auf anschauen und verehren. — Der Weltling hat keine Ahndung von diesem Gefühl, so wenig als der Geitzige von der Wonne

der Wohlthätigkeit. — Je mehr der Mensch seine Denkkraft geübt hat, je mehr Vorkenntnisse er zu dem Studium derselben mitbringt, je heitrer sein Blick wird; je inniger wird er es gewahr, daß die Wahrheiten, welche die heiligen Urkunden enthalten, wenn sie auch von der menschlichen Vernunft allein erworben werden können, an jener Ehrwürdigkeit eine bedeutende Stütze und Kraft gewinnen. Vergebens strebt die kalte Vernunft die Motive zum Tugendwandel zu jener Höhe zu steigern, wie diese es vermögen. Eben weil dieses Gefühl Sache des Herzens, nicht des Verstandes ist, kann die Entstehung der Wärme und des Feuers, die sie erlangen, nicht erklärt werden. Aber die religiöse Stimmung ist wirklich in dem Gemüthe vorhanden, dauernd, wirksam und von Folgen, die nicht bestritten werden können. — Dieses ist die würdigste Ausbeute, die das wohlverstandene Studium der heiligen Schrift zu Tage fördert. Auch bedarf sie des Reitzes der Neuheit nicht; denn eben ihre Heiligkeit verbürget ihre Unerschöpflichkeit, wie die schaffenden Kräfte der Natur, die nie altern und nie versiegen. — Auch der Greis, am Abend seines Lebens, erwärmet sich an ihrem Feuer, so oft er sie auch gelesen und wiedergelesen. Bey mehreren Theilen derselben erhellt sich sein Geist, bei andern schlägt sein Herz dankbar empor, und nicht selten füllen Thränen der Rührung seine Augen. Aber mit Unbefangenheit und Vorsicht müssen die h. Urkunden benutzt werden. Ihr Gebrauch, von Volkslehrer und Menschenerzieher geleitet, kann die edelsten Folgen haben, und auch umgekehrt, wie dieses die Erfahrung hinlänglich bestätigt hat. — Soll dieses von der Vorsehung der Menschheit angezündete Licht erleuchten und erwärmen; so ist es der Lehrer heilige Pflicht, die Flamme immer mehr aufzuhellen und zu verbreiten; besonders dahin zu sehen, den Rauch und Dampf wegzuschaffen, mit welchem Wahn, unter dem Vorwand ihr mehr Nahrung zu geben, oder Unwissenheit und Betrug aus noch verwerflichern Ursachen,

nur zu häufig ihren eigenthümlichen Glanz umwölkt, und seine erwärmende Kraft gemißbraucht haben. —

Will man weiter in die Tiefen der menschlichen Seele dringen, um Aufschluß über diese unnennbare mit Ehrfurcht vermischte Freude zu erlangen, welche den h. Urkunden eigen ist; so findet man sie offenbar in den erhabnen Begriffen, die ihr Fundament ausmachen. Der Begriff eines allmächtigen, allweisen und allgütigen Urhebers alles Schönen und Guten, ist der Grundstein, auf dem das Ganze ruht. — An diesen reihen sich andre, dem Erdensohn nicht minder anziehende und herzerhebende Gedanken. — Fragen wir, warum seit so vielen tausend Jahren eine so unzählbare Menge von Menschen eben aus diesen h. Schriften Ruhe, Trost, Glückseligkeit und nicht aus andern Quellen geschöpft haben? so ist diese Frage nicht schwer zu beantworten. Weil der Mensch in ewiger Beziehung mit der Gottheit darin erscheint, und dieser Gedanke der vorherrschende ist; weil er nur in diesen göttlichen Schriften sich als das Geschöpf einer weisen und wohlthätigen Vorsehung kennen lernet; weil dieser Gedanke ihn in seinen eignen Augen erhöht, und ihm einen ungeahndeten und erfreulichen Werth ertheilt, und endlich deswegen, weil es ihm fühlbar wird, was seine Bestimmung sey, und wie gegründet seine Hoffnung auf Fortdauer mit stets wachsenden Einsichten ist. — Die unschätzbaren Fähigkeiten eines denkenden Wesens: Vernunft, Freyheit, Gefühl für Tugend und Freude an moralischen Handlungen, treten bey dem nachdenkenden Menschen aus dem Dunkel hervor, veredeln seine Gesinnungen, vergewissern ihm seine erhabne Abkunft und den ewigen Schutz der Gottheit.

Diese Ideen sind in so vielen Formen und in so großer Fülle in jenen Urkunden ausgestreut, und man kann noch fragen: warum man sie die heiligen und unerschöpflichen Quellen nennt? warum alle frommen Weisen die Aufmerksamkeit auf sie hinlenken, und ihre Ergründung empfehlen? Warum alle Denker dabey verweilen; alle Trostbe-

dürftige sich daran erlaben? — — Daher ist es auch sehr natürlich, daß alle heilige Dichter und Redner von der frühesten Zeit an, darin leben und weben, daß sie von diesen Lehren begeistert sind, und sie in geflügelten Reden und Gesängen ausströmen. Was sind die erhabensten Lieder und Päanen neuerer Zeit anders als Nachhall und Echo jener Ursänger und Männer der Vorwelt? —

Diese Innigkeit, dieses auflodernde Feuer, suchen wir in den Schriften andrer alten Völker vergebens. Ihnen fehlen die Lehren von einer einigen, unkörperlichen, durch die Schöpfung erkennbaren Gottheit, und die mit ihnen so untrennbar verknüpften erhabnen Begriffe. Jene berühmten, mit Recht geachteten Werke der viel jüngern Vorzeit, mögen noch so viele Vorzüge besitzen, mögen mit den schätzbarsten Zierrathen prangen, die Einbildungskraft, Kunstfertigkeit, Wohllaut gewähren, mögen noch so große Merkmale von Kenntnissen und Geschmack eines freigebildeten Volks an sich tragen, welche Frucht der Zeit und des menschlichen Strebens sind, jene erhabenen Wahrheiten, welche den Menschen die angelegentlichsten sind, weil sie Welt und Ewigkeit umfassen, ermangeln ihnen. — Entweder konnten oder durften ihre Urheber diese Lehren nicht vortragen, genug sie fehlen ihnen. — Daher sind sie auch unfähig, die Gemüthserregungen zu erschaffen, die Empfindungen der Religiosität zu erregen, welche die Seele in solche Flammen setzen, wie es die Reden Moses, der andern Propheten und die Psalmen vermögen. Für solche überströmende, das Gemüth tief ergreifende Gefühle, sind die Gegenstände nicht geeignet, welche profane Schriftsteller behandeln; gegen jene bleiben sie trocken und kalt.

Offenbar aber wird die Herrlichkeit und die Würde jener Vorträge durch die Vorstellung um ein Großes erhöhet, daß sie, abgesehen von der Ehrwürdigkeit, die das Alterthum giebt, aus dem Munde solcher hocherhabener Männer uns zuströmen; aus dem Munde des größten Gesetzgebers und Volksführers der Vorwelt, des tapfersten

Königs und des weisesten Fürsten jener Zeit; aus dem Munde der von Gott begeisterten Propheten und Weisen der vergangenen Jahrhunderte. Muß dieses nicht die Wirkung ihrer Reden und Ermahnungen ungemein verstärken und erheben? Noch mehr, es ist unläugbar und liegt in den geheimsten Falten des menschlichen Gemüths, daß selbst bey denjenigen Wahrheiten, welche nicht den Charakter der Göttlichkeit und Heiligkeit tragen, wenn sie nur von großer Wichtigkeit für das irdische und gesellschaftliche Leben sind, es nichts weniger als gleichgültig ist, von wem sie öffentlich gelehrt und verbreitet werden. Ja gewisse Lehrsätze können so gewöhnlich, so alltäglich geworden seyn, daß wir von ihrer Aufstellung gar keinen besondern Eindruck erwarten, und welche dennoch, aus dem Munde gewisser Männer vernommen, ergreifend erschüttern, und das Gemüth in eine angenehme Rührung versetzen. — Ein Beyspiel wird genügen. Die Lehre: „ein Landesfürst, dem die Vorsehung die Wohlfahrt eines großen Reichs anvertraut hat, ist immer nur der erste Diener des Staats." Dieser Lehrsatz, so allgemein bekannt und anerkannt, mit welcher rührenden Dankbarkeit, mit welcher Verehrung vernehmen wir ihn, wenn er dem Munde des großen Friedrichs entströmt, dem Landesfürsten entströmt, der so gewissenhaft das erfüllt was er lehrt. Und das Nämliche gilt von allen wichtigen Wahrheiten, wenn sie uns auch, wie die wohlthätige Wirksamkeit des Sonnenlichts, alltäglich und gewöhnlich geworden sind. — An welchen feinen unsichtbaren Fäden hängt die Organisation unsrer Seele!

2.

Ueber Mendelssohn,
seinen Charakter, seinen Wirkungskreis und seine Verdienste um die Israeliten.
Ein Fragment.

Daß der Verewigte für uns ein großes Muster und Vorbild war, und es unsren Nachkommen bleiben wird; daß wir ihm, als Religionsgenossen und Menschen, viel verdanken, bedarf keines ausführlichen Beweises; wohl aber bedarf es einer nähern Andeutung des Wie und wie viel. — Ein Bild von ihm, auch das einfachste und getreuste, wenn auch von keiner Meisterhand geschildert, wird immer belehrend und erquickend bleiben. Sein Leben lehrte. Sein fleckenloser Charakter bedarf keiner Verbergung der Schwächen, seine Tugenden keiner Verschönerung, seine Liebenswürdigkeit keine Nachhülfe durch Redeschmuck. Damit wird aber nicht geläugnet, daß er zu unsrer Gattung gehörte, daß er ein Mensch und kein Engel war. — Aber auch der innigste und strengste Freund darf mit Sicherheit die Fackel in sein Inneres halten: die Hand wird ihm nicht zittern. Kein Zeitgenosse stand auf und sprach öffentlich oder leise: ich bin besser. Darüber waren alle seine Freunde, — er hatte Freunde unter allen Confessionen, auch unter Katholiken, — alle seine Zeitverwandte, die ihn näher kannten, durchaus einig. Das beweisen selbst die Wenigen, welche vorlaut genug waren: Schade um die schöne Seele! auszurufen. — Aber auch die Männer von entschiedenem Verdienst unter seinen Mitbrüdern, die unmittelbar nach ihm auftraten und den Pfad verfolgten, den er gebahnt, bekennen einstimmig und bekennen mit Freuden, daß alle Bildung des Geistes, alle wahre Aufklärung der Israeliten von ihm, wenn auch nicht zuerst ausging, — denn vieles war Wirkung von des Einzigen weiser Regierung —

ihm doch zum größten Theil verdankte. Diejenigen, die ihn nicht persönlich oder genau genug kannten, noch mehr die, welche zu nachdenkenden Männern nach seinem Tode gereift sind, scheinen zu glauben: er habe für seine Mitbrüder mehr thun können; er sey in seinen Aeußerungen zu schüchtern gewesen. Allein ihr Urtheil ist durchaus ungegründet und zu voreilig. Diese Männer versetzen sich nicht in die Zeit, wo er zu wirken anfing, kennen seine Lage, seine Verhältnisse, selbst seine körperliche Beschaffenheit nicht genug; er war zu keinem Kunstringer — wie er selbst sagt — weder im physischen noch im moralischen Sinne gebohren. — Mit eben dem Grunde könnte man den Riesen Franklin tadeln, daß er die Feldherrn-Talente des andern Riesen Washington nicht besaß. Der große Mann wird freylich gebohren, aber die Ausbildung des Geistes und seine Wirksamkeit ist von der Zeit, der Erziehung und tausend andern Umständen abhängig. Die innere Kraft seiner Leistungen, so wie ihre Ausdehnung, ist nicht zu berechnen; denn sie erstreckte sich selbst auf seine Mitbrüder im Auslande; selbst in Polen entzündete seine hebräische Gelehrsamkeit gleich einem elecktrischen Schlage, die fähigen Köpfe. Sachkundige wissen, welch eine Masse von Lichtstoff in dem Geist dieser unsrer so sehr vernachläßigten Mitbrüder ruht. — Die Wege der Vorsehung sind unerforschlich, aber zu ihrer Allgüte dürfen wir vertrauensvoll hoffen, daß früher oder später auch da die Strahlen der Sonne sich sammeln und die Eisrinde schmelzen werde, welche die Funken theils verbergen, theils zurückhalten. In dem Theile, der unter preußischen Scepter steht, verkünden sich bereits Streifen der Morgenröthe, und in dem erstandnen Polen regiert Alexander. —

Eben so wenig kann es dem blödesten Auge entgehen, daß M's Gelehrsamkeit allein die Verbreitung des Lichts mit dieser Wirksamkeit nicht hervorgebracht haben würde, wenn seine hohe Sittlichkeit nicht Achtung, Gerechtigkeit und Liebe erst für ihn, dann auch bey näherer Kenntniß

für seine Mitbrüder dem Nebenmenschen und Mitunterthanen gleichsam abgezwungen hätte. Das gesellige Verhältniß zwischen Nichtjuden und Juden in unsern Gegenden ist ganz sein Werk, und mußte unausbleiblich durch seine Persönlichkeit erfolgen. Kein Jahrhundert war so arm, daß sich nicht einzelne Männer unter uns durch Gelehrsamkeit, Scharfsinn und Talent ausgezeichnet hätten, aber sie standen einsam, allein, ohne Aufmunterung, oft gedrückt und verfolgt, wenn auch nicht immer von Menschen, doch von Lage und den Umständen; (ein unsichtbares, für die Wahrheitsliebe wahrlich! um so gefährlicheres Uebel) und trennten sich von ihren Gemeinden. Indem sie mit dem Ausscheiden ihre Nahmen änderten, konnten sie freilich auch nicht mehr die Judenheit verherrlichen. Für diese war, wenn auch nicht der einzelne Mensch, doch der Ruf verloren. Wie viel Männer von Bedeutung wären hier zu nennen! wie viel sitzen noch zu unsern Zeiten auf Lehrstühlen mit Ruhm, wie viel bekleiden Staatsämter, welche, wenn auch nicht selbst in dieser Religion geboren, doch unmittelbar von Israeliten abstammen! *)

Also, wie gesagt, der albernste so wie der bösartigste Judenfeind, sprach ihnen Geistesfähigkeiten nicht ab, man übertrieb sie vielmehr, und klagte bitter über den Mißbrauch, den sie davon machten, aber darüber war man einig, daß kein moralischer Sinn sich bey ihnen entwickeln könne. Ja, man trieb den Frevel so weit, daß in den Göttingschen gelehrten Anzeigen ein Recensent gegen Lessings Schauspiel: die Juden, den Satz aufstellte: es könne unter den Juden keinen ehrlichen Mann geben! — **Mendelssohn erschien.** — Kann dieser Judenbür-

*) Es wäre eine interessante, einem Israeliten zu empfehlende literarische Arbeit, ein Verzeichniß von Ex Judeis anzufertigen, die nur in den letzten drey Jahrhunderten die Republik der Wissenschaften mit Schriften bereichert haben. An Quellen dürfte es nicht fehlen. Man müßte mit dem großen Kanzler Michel de L'hopital anfangen, und mit dem berühmten Leibarzt Marcus, mit Uebergehung aller Lebenden, endigen. —

sche, ohne Erziehung, ohne andre Bildung, als die aus der Kraft seines Gemüths und des ihm angebornen Sinnes, sich zu dieser eminenten Höhe der Sittlichkeit emporschwingen; kann er in seiner Seele Gottesverehrung, Gottergebung und Menschenfreundschaft vereinigen, warum nicht mehr und andre Jünglinge dieses Volks? — Diese Frage drang sich unwiderstehlich auf, „das Beispiel dieses Jünglings, beweist es nicht unwidersprechlich, daß durch Anleitung, Erziehung und Bildung, die ganze Masse der Judenheit zu brauchbaren Menschen und endlich zu nützlichen Bürgern umgeschaffen werden könne?" diese zweite Frage war die Folge der ersten. — Vernunft, Erfahrung, Beyspiel andrer Völker, Menschenliebe, die wahre, ächte, unverschleierte, heilige Religion, sprachen dafür. Diese Gedanken reiften in der Seele der edlen Staatsmänner, wenn auch nur langsam unter der Herrschaft des weisesten Fürsten, bis sie unter der Regierung des Tugendfreundes zur schönen Frucht gediehen: die Fragen wurden bejahend beantwortet, und die Sache der Menschheit entschieden. Nur herzlose Wesen, theils aus Unkunde, theils aus Neid, wagen es noch zu unsren Zeiten: Nein! Nein! zu kreischen; sie werden aber nicht gehört. Ihre Stimme wird verhallen, und endlich wird man sich selbst der Zweifel eben so schämen, wie schon gegenwärtig jeder Dorfpfarrer sich schämt, jenem Göttingschen Recensenten nachzusprechen.

Wir können nicht ohne den gerührtesten Dank gegen die Vorsehung, die Erscheinung dieses Mannes betrachten, der wie ein leuchtender Stern in den Tagen des glorreichen Friederich uns aufging. Die Umwälzung der Ideen bey den Beschützern, so wie bey den Beschützten, verdanken wir ihm, und in dem ganzen cultivirten Europa ward er das Hauptwerkzeug des moralischen Erwachens der Israeliten aus dem tiefen Schlafe. Ein zweyter Moses erlösete er sie aus einer der Aegyptischen ähnlichen Sklaverey, führte sie in das Land des Lichts und der

Freiheit, und entnahm die Binde ihren Augen, die Fesseln ihren Händen. Sein Andenken darf nie unter uns erlöschen!

Was von unsrem Weltweisen äußerlich in der großen Welt geglänzt; was er, als deutscher Schriftsteller, als Mitbildner der Literatur, als Schöpfer der wahren Kritik geleistet hat, gehört nicht zu unsrem Gegenstand. — Die Preisvertheiler seiner Zeit, haben ihm manche Krone zugetheilt, und sein Rang unter den Gelehrten jener Epoche wird ihm unverkümmert bleiben. Aber so viel ist unstreitig, alle Spenden seines Geistes wiegen das Verdienst nicht auf, das er sich um seine Mitbrüder mittelbar und unmitrelbar erwarb. — In einem häuslichen Denkmale, das einer seiner dankbaren Schüler ihm gesetzt hat, stehen die Worte auf einem Sarcophag eingezeichnet:

Moses Mendelssohn
Unter Allen selten,
Unter den Seinigen
Der Einzige.

Dieses gilt vorzüglich seinem Herzen, und in dieser Hinsicht wird diese Inschrift ewig wahr bleiben. — Von der Vorsehung zu seiner Bestimmung gewidmet, war er mit Seelen- und Gemüthsgaben ausgestattet, wie sie selten den Menschen zu Theil werden. Beyde erwärmten mehr, als sie blendeten, leuchteten mehr, als sie glänzten, und eben diese Eigenschaften waren Ursache, daß sein Wirkungskreis sich immer mehr erweiterte, und sein Beyspiel so lehrreich wurde. — Sein reiner moralischer Sinn, seine ächte, ihm so natürliche Bescheidenheit, sein Anerkennen jedes, auch des kleinsten Verdienstes, verbunden mit wohlgeordenten und gründlichen Kenntnissen, und einem geläuterten, gleichsam angebohrnen Geschmack, versammelte zuerst die Nichtisraeliten um ihn. — Die erste Empfindung, die er hervorbrachte, war Erstaunen, ganz wie dieses bey jeder unerwarteten Erscheinung zu seyn pflegt. Ein Jude, der Griechisch und Latein las und reines Deutsch sprach,

war, zu seiner Zeit, ein nie gesehenes Phänomen. Man trat ihm näher, und die Verwunderung lösete sich in Bewunderung, und so wie man die Verbindung der Verstandescultur mit dem moralischen Sinn in ihm inne wurde, verschmolz alles in Zuneigung und Liebe. — Die Hochachtung, die er sich bey den verschiedensten Ständen, vom Fürsten bis zum Handwerker herab, erwarb, das allgemeine Vertrauen zu seiner redlichen Wahrheitsliebe ist weltkundig. Weniger bekannt, aber eben so merkwürdig als wahr ist es, daß ein Prediger evangelischer Religion mit Zutrauen zu ihm kam, und ihm seine mannichfaltige Skrupel vorlegte. Mit weisem Ernst belehrt, und durch sanfte Vorstellungen beruhigt, ging der Gottesmann von ihm, und legte sein geistliches Amt nicht nieder, wie er Willens gewesen war. Vielleicht ist dieses Benehmen von beiden Seiten ohne Beyspiel.

Von dem Edelmuthe seines Wandels und der Harmonie aller seiner Handlungen, können nur diejenigen urtheilen, die ihm nahe genug standen und zugleich das Interesse hatten, sein Wirken mit Aufmerksamkeit zu verfolgen. Nur diese konnten sich alle Räthsel lösen, und von der Uebereinstimmung seiner Grundsätze sich überzeugen.

Mehrere seiner vertrauten Freunde machten sich diese Aufgabe, theilten sich Beobachtungen und Bemerkungen mit, und immer erschien er ihnen in dieser Hinsicht als ein unerreichbares Muster. Alles, selbst das anscheinend Widersprechende in seinem Betragen, im Allgemeinen und im Einzelnen, lösete sich in Einhelligkeit auf, war entweder der Klugheit oder seiner eigenthümlichen Empfindungsweise gemäß. Alles erklärte sich aus seiner Bildung, aus seiner Lage, aus dem Standpunkte, den er sich gewählt hatte, selbst was man nicht billigte, konnte man wenigstens nicht tadeln. Die stille Thätigkeit, die alles Aufsehen vermied, und die Bedachtsamkeit, mit welcher er seinen Plan verfolgte: wer darf sich unterstehen, darüber abzusprechen? —

Seine ächte Religiosität, füllte oft seine Augen mit Thrä-

nen, die er nicht verbarg, besonders wenn er seinen Freunden Psalmen vorlas, und sein Antliz ward glänzend-heiter, wenn sie auch bey ihnen Rührung hervorbrachten: seine Frömmigkeit war weder kalte Berechnung, noch viel weniger Heucheley. — Er war nicht ohne heftige Leidenschaften, wie er selbst gestand; und ihre Unterdrückung kostete ihm große Anstrengung. Er hatte Hang zur Satire, und konnte in seinen Ausdrücken bitter werden, besonders da er oft öffentlich und auf eine unwürdige Weise angegriffen wurde, aber er strich die Stellen, nachdem sich die erste Aufwallung gelegt hatte, entweder selbst, oder auf die mindeste mißbilligende Miene seiner innigen Freunde weg*). Hingegen war sein Vertrauen zu der Macht der Wahrheit uneingeschränkt und unerschütterlich. Heuchelei und Menschenfurcht waren gleich weit von ihm entfernt, so behutsam er übrigens, durch seine Lage aufgefordert, den Weg seiner Bestimmung verfolgte. Hierin glich er seinem hochverehrten Freunde, den er bis an sein Lebensende als Lehrer und Muster anerkannte. Lessings Grundsätze waren ihm in dieser Hinsicht Orakelsprüche**). „Ich weiß nicht — sagt dieser irgendwo — ob es Pflicht ist,

*) Ein Beyspiel ist wichtig genug um angeführt zu werden. Der Ritter Michaelis hatte ihn angeklagt: er habe alle Bischöfe Englands in der Schrift: Jerusalem, als Meineidige gebrandmarkt; und hatte dieses, wie er selbst gesteht, nach London geschrieben. Darauf konnte M. nicht schweigen, besonders da es wider Besserwissen wie der Angeklagte anführt, geschehen war. M's. Vertheidigung ist bitter und heftig, wie man sie auf eine so hämische Beschuldigung erwarten konnte. Er war so gereizt, daß er sich die Worte entfahren ließ: freylich erscheinen mir, dem Juden, die neun und dreyßig Glaubens-Artikel der engländischen Kirche, wie neun und dreyßig Geißelschläge der Seele. — Auf ein bloßes Kopfschütteln eines israelitischen Freundes, dem er die Handschrift den Tag nach der Abfassung zu lesen gegeben, sagte er mit sanften Lächeln: „ich merke schon was Ihnen mißfällt, Sie haben Recht," und strich die bittern Worte weg. — Der Ritter erschien nach der ersten Abfertigung nicht weiter auf dem Kampfplatz.

**) Siehe Fragment 3., wo M. sein Herz über den erlittnen Verlust dieses Freundes ausschüttet.

„ist, Glück und Leben der Wahrheit aufzuopfern, wenig„stens sind Muth und Entschlossenheit, welche dazu gehö„ren, keine Gaben, die wir uns selbst geben können. „Aber das, weiß ich, ist Pflicht, wenn man Wahrheit lehren „will, sie klar und rund, ohne Räthsel, ohne Zurückhal„tung, ohne Mißtrauen in ihre Kraft zu lehren, und die „Gaben welche dazu gehören, stehen in unsrer Gewalt. „Wer die nicht erworben, oder wenn er sie erworben, „nicht brauchen will, macht sich um den menschlichen „Verstand nur schlecht verdient, wenn er grobe Irrthümer „uns benimmt, die volle Wahrheit aber vorbehält, und „mit einem Mitteldinge von Wahrheit und Lüge uns „befriedigen will. Denn je gröber der Irrthum, desto „kürzer und gerader der Weg zur Wahrheit. Dahingegen „der verfeinerte Irrthum uns auf ewig von der Wahrheit „entfernt halten kann, je schwerer es uns einleuchtet, daß „es Irrthum ist." Daher war auch ihm der Heuchler und der Zweizüngige, vorzüglich in der Religion, so ungemein verhaßt. Für den Abtrünnigen, der offen und frey handelte, suchte er, wenn der Schritt geschehen war, Entschuldigungsgründe; den Scheinheiligen hingegen verachtete er. Auch das war in dem Sinn seines Lessings. „Der Mann, der bey drohenden Gefahren — sagt dieser — „der Wahrheit untreu wird, kann die Wahrheit doch sehr „lieben, und die Wahrheit vergiebt ihm seine Untreue, „um seiner Liebe willen. Aber wer nur darauf denkt, „die Wahrheit unter allerley Larven und Masken an „den Mann zu bringen, der mochte wohl ihr Kuppler „seyn, nur ihr Liebhaber ist er nie gewesen. Ich wüßte „kaum etwas Schlechteres, als einen solchen Kuppler „der Wahrheit."

Seine Verfahrungsart: auf der einen Seite streng auf die Vorrechte der Vernunft zu halten, auf der andern keinem seiner Mitbrüder ein Aergerniß zu geben, wurde nur von den Wenigen seiner vertrauten Schülern ganz begriffen. Er ging ruhig seinen Gang, und vermied gern

alle Collisionen. Da er kein öffentliches Amt verwaltete, so hatte er nicht nöthig, sich gegen die sogenannten Frommen, oder gegen die sogenannten Freydenker zu vertheidigen. — Im vertraulichen Zirkel, wenn die Rede auf Reformen kam, rief er dem Feurigen, Raschen oft zu: Nichts übereilen! viel öfterer noch dem Besorglichen oder Aufgebenden: Nicht verzweifeln! alles hat seine Zeit und Stunde unter der Sonne. Nach diesen Maximen wirkte er, stets heiter, ruhig und Gottvertrauend. — In seinem hebräischen Commentar zum Prediger (קהלת), den er, ohne sich als Verfasser zu nennen, zum Besten lehrbegieriger Schüler herausgab (so heißt es auf dem Titelblatt), wagt er es, diesem alten Werke eine neue Eintheilung zu geben, und in der Vorrede, mit einer Eleganz, die auch seinem orientalischen Styl eigen war, seinen Lesern zu sagen, daß er bey seinen Erklärungen auch nichtisraelitische Bemerkungen genützt habe. „Was ich in den Commentarien der nichtisraelitischen Schriftsteller Guts gefunden, — dieses ist sein buchstäblicher Ausdruck — habe ich als Hebe vor Gott herausgehoben: es soll heilig seyn." Dieses war zu dieser Zeit eine überaus freymüthige Aeußerung. In seiner gehaltreichen Vorrede zum Pentateuch, ging er, und mit Nennung seines Nahmens, einen bedeutenden Schritt weiter, und empfahl seinen Mitbrüdern das Studium des sehr gelehrten aber auch seh freysinnigen Werks des Hofraths Eichhorn in Göttingen, und dessen „Einleitung in das alte Testament." Ein Werk, welches eine Quelle der Erkenntniß und der Aufklärung für die studirende Jugend ward, und sie auf das ächte Studium der heiligen Urkunden überhaupt leitete. Sonderbar genug war die Erscheinung, daß wenn auf der einen Seite er den feurigen muthigen Jünglingen in den Erklärungen zu den 5. B. Moses, zu leise auftrat, seine innigen vertrauten Freunde für seine Kühnheit zitterten*).

*) Um diese Aeußerungen richtig zu beurtheilen, muß man sich in den 70er Jahren des vorigen Jahrhunderts ver-

Aber auch von diesen wenigen Eingeweiheten ruht der Mehrtheil mit ihm im kühlen Schooße der Erde. — — Wenn ihre Tugend sie in seine Umgebung geführt hat, wenn sie nun, überzeugt von der Unsterblichkeit, die er hienieden mit so vieler Wohlredenheit lehrte, mit ihm in jenen ewigen Gefilden fortdauern, wenn sie nun fortfahren mit ihm nach Wahrheit zu ringen, um nach seiner Lehre in ihrer Erforschung die erwartete Seligkeit zu finden; wie ist ihr Loos so beneidenswerth! — Wie erleichtert dieser gottselige Gedanke den Uebergang in die ewige Wohnung der Wahrheit und des Friedens! —

Nach diesem unwillkührlichen Ausbruch der Empfindungen bey der lebhaften Erinnerung eines dankbaren Schülers an einen unvergeßlichen Lehrer und Freund, der seinen Umgang funfzehn volle Jahre fast täglich genossen hat, sey vor der Hand auch dieses Bruchstück geschlossen. —

D. F.

setzen. Was gegenwärtig tagtäglich geschieht, und nicht das mindeste Aufsehen erregt, galt damals noch für eine Kühnheit und Freyheit ohne Gleichen. — Die Entfernung der jüdischen und christlichen Glaubensgenossen war noch so groß, daß in Berlin die achtungswürdigsten und Vorurtheilsfreysten Geistlichen Anstand nahmen, mit unsrem Weltweisen in eine nähere und freundschaftliche Verbindung zu treten. Sie schätzten sich gegenseitig sehr hoch, aber sahen sich selten und gleichsam verstohlen. Wem soll das nicht unglaublich scheinen, und doch ist es strenge Wahrheit. — So ändern sich die Zeiten!

5.

Fragment
eines Briefes von Mendelssohn
an den Münz-Direktor Lessing, wenige Wochen nach des großen Lessings Tode, der den 15ten Februar 1781 erfolgte.

Nicht ein Wort, mein Freund, von unsrem Verluste, von der großen Niederlage, die unser Herz erlitten. Das Andenken des Mannes, den wir verlohren, ist mir jetzt zu heilig, um es durch Klagen zu entweihen. Es erscheinet mir nunmehr in einem Lichte, das Ruhe und erquickende Heiterkeit auf die Gegenstände verbreitet. Nein! ich rechne nicht mehr, was ich durch seinen Hintritt verlohren. Mit gerührtem Herzen danke ich der Vorsehung für die Wohlthat, daß sie mich so früh, in der Blüthe meiner Jugend, hat einen Mann kennen lassen, der meine Seele gebildet hat, den ich bey jeder Handlung, die ich vorhatte, bey jeder Zeile, die ich schreiben sollte, mir als Freund und Richter vorstellte, und den ich mir zu allen Zeiten noch als Freund und Richter vorstellen werde, so oft ich einen Schritt von Wichtigkeit zu thun habe. — Wenn sich in diese Betrachtung noch etwas Melancholisches mit einmischet; so ist es vielleicht die Reue, daß ich seine Führung nicht gehörig benutzt habe, daß ich nicht geizig genug war nach seinem lehrreichen Umgange, daß ich manche Stunde vernachläßigte, in der ich mich mit ihm hätte unterhalten können. Ach! seine Unterhaltung war eine ergiebige Quelle, von welcher man unaufhörlich neue Ideen des Guten und Schönen schöpfen konnte, die er wie gemeines Wasser von sich sprudelte, zu jedermanns Gebrauch. Die Milde, mit welcher er seine Gaben mittheilte, setzte mich zuweilen in Gefahr, das Verdienst zu verkennen; denn sie schien ihm in keine Unkosten zu setzen; und zuweilen schob er sie den meinigen so mit unter, daß ich sie nicht mehr unter-

scheiden konnte. Ueberhaupt war seine Mildthätigkeit hierin nicht von der engherzigen Art mancher Reichen, die es fühlen lassen, daß sie Allmosen ausspenden; sondern er spornte den Fleiß an, und ließ verdienen, was er gab. —

Alles wohl überlegt, mein Freund, ist Ihr Bruder gerade zur rechten Zeit abgegangen. Nicht nur im Plane des Weltalls zur rechten Zeit: denn da geschieht eigentlich nichts zur Unzeit; sondern auch in unsrer engen Sphäre, die kaum eine Spanne zum Durchmesser hat, zu rechter Zeit. Fontenelle sagt von Kopernikus: er machte sein neues System bekannt, und starb. — Der Biograph Ihres Bruders wird mit eben dem Anstande sagen können: er schrieb Nathan den Weisen, und starb. Von einem Werke des Geistes, das eben so sehr über Nathan hervorragte, als dieses Stück in meinen Augen über alles, was er bis dahin geschrieben, kann ich mir keinen Begriff machen. Er konnte nicht höher steigen, ohne in eine Region zu kommen, die sich unsern sinnlichen Augen völlig entzieht — und dies that er. — Nun stehen wir da, wie die Jünger des Propheten, und staunen den Ort an, wo er in die Höhe fuhr und verschwand. — Noch einige Wochen vor seinem Hintritte, hatte ich Gelegenheit ihm zu schreiben: er solle sich nicht wundern, daß der große Haufe seiner Zeitgenossen das Verdienst dieses Werks verkenne; eine bessere Nachwelt werde noch funfzig Jahre nach seinem Tode daran lange Zeit zu kauen und zu verdauen finden. — Er ist in der That mehr als Ein Menschenalter seinem Jahrhunderte zuvorgeeilt. — —

4.

Ueber die Einrichtung einer Volkslehre.

(Nach den Begriffen des Verfassers: über den Patriotismus*)

Man ist gewohnt, in der eingeführten Volks- und Kinderlehre, das Zeitliche dem Ewigen, dieses Leben der Zukunft, die jetzige Wohlfahrt der Seligkeit allzusehr entgegen zu setzen. — Als wenn uns dieses Zeitliche von der Vorsehung nur beschieden wäre, um zu sehen, mit welcher Gleichgültigkeit wir es aufopfern würden. — Gleichwohl ist dieses Zeitliche ein Theil der Ewigkeit, und mit ihr aus Einem Stück. — Der Mensch ist zwar von ewiger Dauer, allein ihm wird niemals mehr als ein Itzt zu Theil. Er lebt und genießet immer nur in dem Zeitlichen, niemals in dem Ewigen. Er ist in dem Zeitlichen der Glückseligkeit fähig oder — niemals. Es ist wahr: So oft das zeitliche Wohl mit den Folgen für die Fortdauer nicht bestehen kann, ist die Aufopferung Tugend. Aber das Verdienstliche dieser Tugend besteht nicht in der Verachtung des Zeitlichen, sondern in der Bereitwilligkeit, höhern Pflichten den Vorzug zu lassen. Ja, das Verdienst ist desto größer, je wichtiger uns das Zeitliche ist, das wir in Collisions-Fällen aufzuopfern bereit sind.

Religion und Staat, Weltklugheit und Gottseligkeit, Sophisten und Schwärmer haben diese Objecte entgegengesetzt. — In den Augen des Weltweisen, sind sie, wie das Nützliche und Gute, derselbe Begriff in verschiedenen Verhältnissen betrachtet. — Die Religion, die mit der Wohlfahrt der Gesellschaft nicht bestehen kann, ist nicht die wahre. Die Staatsklugheit, die der wahren Religion zuwider handelt, ist Thorheit; untergräbt die Wohlfarth der menschlichen Gesellschaft, anstatt sie zu befestigen.

In der endlosen Laufbahn, welche die Vorsehung einem

*) Wahrscheinlich des Ministers von Zedlitz.

jeden Menschen vorgezeichnet hat, macht das Leben hienieden, der Zeitraum, den das Individuum hier auf Erden zubringt, eine Epoche. Die Merkmahle dieser Epoche sind: Entwickelung der Kräfte und Fähigkeiten in dem gesellschaftlichen Leben und durch dasselbe.

Ohne geselliges Leben ist der Mensch eine Knospe, die kein Sonnenschein zum Aufbrechen begünstiget. Der Keim erstickt zwar nicht und bleibt einer künftigen Vegetation vorbehalten. Allein diesmal welkt sie hin, ohne ihre verborgene Schönheiten auszubreiten. — Auch der Vogel, der in einem Käfige stirbt, ist von der Natur zum freyen Herumfliegen bestimmt gewesen, und hat dazu die Flügel bekommen.

Entwickelung unsrer Kräfte und Fähigkeiten durch das gesellschaftliche Leben ist also auf Erden unsre Bestimmung, der Endzweck unsres Hierseyns, der Wille Gottes, unsre Glückseligkeit; also Hauptgrundsatz in der Sittenlehre der Religion und der Vernunft, in der Politik, in der Pädagogik, in dem gymnastischen Theile, der den Körper und die Geschicklichkeit desselben angehet sowohl, als in dem musikalischen Theile, der die Seele und ihre Fähigkeiten ausbilden lehrt. — Das ganze Leben des Menschen ist Erziehung. — Der Knabe wird in der Schule zum Mann; der Mensch in dieser Welt zu einem höhern Wesen erzogen. Theologie und Politik enthalten die Vorschrift dieser großen Erziehung. Sie arbeiten beyde nach einem Plan, oder verderben statt zu vervollkommenen.

Es ist wahr, die Verbindung der Politik mit der Religion, ist einem unseligen Mißbrauche unterworfen, und das menschliche Geschlecht hat lange genug die Marter empfunden, die ein solcher Mißbrauch zur Wirkung gehabt. Locke selbst hat geglaubt, diesen Mißbrauch nicht anders verhüten, und das edelste Kleinod des Menschen, die Gewissensfreyheit nicht anders sichern zu können, als wenn er die Idee eines Staats bloß auf das Zeitliche einschränkte, und ihn völlig von allen Eingriffen in die

Meinung der Menschen, hinsichtlich ihrer künftigen Seligkeit, zu entfernen. — Er lebte in einer Zeit, in welcher die wahren Begriffe von Duldsamkeit noch nicht aufgeklärt genug gewesen; um nicht auf die eine abschüssige Seite des Vorurtheils zu wanken, mußte man auf die entgegengesetzte einlenken. Aber es war doch immer Abweichung von dem Wege der Wahrheit. — Wir leben, Dank sey der ewigen Vorsehung, in solcher Zeit, und in einem solchen Staate, in welchem wir aus Furcht vor dem Vorurtheile der Wahrheit nichts vergeben dürfen. —

Der vollkommenste Staat wird also derjenige seyn, in welchem die Menschen durch öffentliche Vorkehrungen am fähigsten werden, ihrer Bestimmung treu zu bleiben, das ist: dem Willen Gottes und dem Wege seiner Vorsehung gemäß, ihre Fähigkeiten und Kräfte auszubilden, sich zu vervollkommnen. Die Glückseligkeit des Staats besteht nicht in der Volksmenge, nicht in Reichthum, nicht in der Macht, nicht in Freyheit, auch nicht in der Einigkeit allein, sondern in allen diesen zusammengenommen; weil alles dieses Mittel sind, die Menschen auf dem Wege der Natur zu ihrer Bestimmung zu führen.

Der Endzweck der Natur ist Entwickelung der Kräfte. Jedes Bedürfniß hört mit der Befriedigung auf, dringend zu seyn. Jede Federkraft wird losgespannt, indem sie sich entwickelt. Daher der beständige Kreislauf in den Weltbegebenheiten, die unaufhörlichen Umwälzungen der Staaten und ihrer Schicksale. Die Abänderung selbst ist der Bestimmung des Menschen gemäß, ist Endzweck der Natur. — Die Erziehungsanstalt bleibt mit geringer Veränderung eben dieselbe; indem erwachsene Zöglinge in die große Welt übergehen, und jüngere an ihre Stelle kommen.

Jede Staatsverfassung, die schlimmste selbst nicht ausgenommen, begünstiget gewisse Triebfedern der menschlichen Natur, und setzet sie in thätiges Spiel; so wie jede Lage des menschlichen Körpers gewisse Muskeln in eine freyere Bewegung setzt. — Nur durch beständige Abwechselung

der

der Lage und Stellung wird der menschliche Leib vollkommen ausgebildet. — — Die Glieder eines Staates haben mannichfachen Willen, mannichfaltige Kräfte. — In der Vereinigung derselben zum allgemeinen Besten besteht die Vollkommenheit der Regierung. Aus den verschiednen Nuançen, in welchen sich diese Mannichfaltigkeit und Einheit einander einschränken und abändern entspringen die verschiedenen Regierungsformen.

Die Monarchie schränkt die Mannichfaltigkeit ein, um desto größere Einheit zu erhalten. Sie legt dem Willen der Glieder einen Zwang auf, und schränkt den freyen Gebrauch ihrer Kräfte ein, aber zum Besten der Vereinigung. Die Republik sieht mehr auf die Mannichfaltigkeit, und setzt ihr die Einheit nach. — Sie erhält den Willen der Glieder bey mehrerer Freyheit, aber mit einigem Verlust auf Seiten der Vereinigung. — Der Despotismus vernichtet die Mannichfaltigkeit unter dem Schein der vollkommensten Einheit. Aber nur unter dem Scheine, denn, indem er den freyen Willen der Glieder völlig vernichtet, hört der Staat auf, eine Vereinigung moralischer Wesen zu seyn, und man erhält ein physisches Ganze, statt eines sittlichen Systems. — — Die Anarchie löset die Einheit auf unter dem Schein der vollkommensten Mannichfaltigkeit, das ist: der uneingeschränktesten Freyheit der Glieder; aber wiederum nur unter dem Scheine. — Eine Freyheit, die nicht zum allgemeinen Besten abzielet, ist ungebundne Freyheit.

Der Wille aller Glieder ist in der Monarchie dem Willen des Monarchen, und im despotischen Reiche der Willkühr des Despoten unterworfen. — Der Wille hängt von der Vernunft und ihren Gesetzen ab. Die Willkühr wird von Laune und Eigensinn gelenkt. — Der Monarch herrscht durch allgemeine Gesetze; der Despot durch einzelne Eingebung der Laune, durch Machtsprüche. Je nachdem in einem Staate die allgemeinen Gesetze mehr oder weniger durch Machtsprüche gehemmt und in ihrer

Wirkung gehindert werden, desto mehr oder weniger neigt sich eine monarchische Regierungsform zum Despotismus. Ein vollkommner Despotismus im Staat, in welchem alles nach Willkühr Eines Menschen, nichts nach allgemeinen Gesetzen geschieht, ist in der Natur unmöglich.

Der Unterthan eines despotischen Staats ist keines politischen Unterrichts fähig. — Alle Pflichten desselben laufen am Ende auf unbedingten Gehorsam hinaus, (wenn anders eine gleichsam physische Nothwendigkeit noch Pflicht zu nennen ist). Seine Triebfeder ist — Furcht, seine Rechte — eine Null.

Von dem monarchischen Unterthane wird auch Gehorsam und Unterwürfigkeit gefordert; aber nur gegen die Willensmeynungen des Beherrschers, nicht gegen seine Willkühr, gegen die allgemeinen Verordnungen des einzigen Gesetzgebers im Staate, aber nicht gegen Machtsprüche, die nur einem Despoten entfahren können. — Die Gesetze des Monarchen heischen unbedingten Gehorsam; seine Person Liebe und uneingeschränktes Zutrauen, seine Machtsprüche, höchstens in unschädlichen Fällen, kindliches Nachgeben. —

Dem geringsten Unterthan müssen die Gesetze bekannt gemacht werden, denen allein er Gehorsam zu leisten hat. Er muß von seinen Pflichten gegen jeden ihm Vorgesetzten, auf eine seiner Fassung gemäßen Weise unterrichtet werden. Wenn er aber seine Pflichten kennen soll; so muß er auch erfahren, was seine Rechte und Befugnisse sind, die ihm sein Daseyn werth machen, und ohne welche keine Pflichten Statt finden. - Pflichten ohne Rechte, Verbindlichkeit ohne Befugniß, gleichen einer Last, die ohne Kraft in die Höhe gehoben werden soll; eine Wirkung ohne Ursache.

Und der niedrigste Stand ist eines solchen Unterrichts fähig. — Hält man das geringste Volk für würdig, es von seinen Pflichten gegen Gott und die Religion zu unterrichten — und was ist der Mensch ohne diesen Unter-

richt? — so muß es auch von seinen Pflichten gegen die Gesellschaft, so wie von seinen Rechten und Befugnissen belehrt werden können. — Der Mann, der von seiner Hände Arbeit lebt, muß seine Bestimmung auf Erden wissen, und die Mittel erfahren, wie er durch das gesellige Leben derselben Genüge zu leisten hat.

Ohne Religionsunterricht ist der Mensch ein reißendes Thier, ohne politischen Unterricht, ein verirrtes Lamm, das jedem reißenden Thiere zum Raube werden kann. — Ist der gehörige Unterricht von Gott, der Vorsehung und von der Bestimmung des Menschen vorhergegangen; so folget zuförderst die Lehre von den Pflichten gegen das Hauswesen.

Man zeige dem gemeinsten Manne, was für Rechte und Pflichten ihm als Vater, Sohn, Ehemann, Herr und Knecht zukommen. Er lerne einsehen, wie der Mensch ohne geselliges Leben, keiner Glückseligkeit, weder in diesem noch in jenem Leben fähig sey. — Die kleinste Gesellschaft erfordert Unterordnung. Es kann kein Hauswesen ohne Unterordnung bestehen. Unterordnung erfordert Verschiedenheit in Rechten und Pflichten; erfordert Gesetze und Unterwürfigkeit, Befehl und Gehorsam. Wehe dem Hauswesen, in welchem alle Glieder gleiche Macht, gleiches Recht und gleiche Verbindlichkeit haben!

Von dem Hauswesen läßt sich mit geringer Veränderung die Anwendung auf den Staat machen. — Die Glückseligkeit der Familien erfordert eine genauere Verbindung unter dieselben zu einem allgemeinen Ganzen; zu einem System, in welchem sie sich vereinigen, ihre gemeinsame Wohlfahrt zu befördern. — Auch hier ist die Unterordnung unentbehrlich. — Gesetze und Unterwürfigkeit, Befehl und Gehorsam, Verschiedenheit in Ständen, Rechten und Pflichten, Mannichfaltigkeit in den Verhältnissen der Glieder zum Ganzen, sind die Bande, ohne welche das Gebäude in Trümmer zerfällt. — — Nach dieser allgemeinen Einleitung sondere man der Unterricht für das

Volk, mit dem Verfasser der Abhandlung über den Patriotismus, in die von ihm bestimmten Classen ab.

Für die geringste Classe. — Deutliche Aphorismen, Sätze ohne Beweise, höchstens mit Stellen aus der Schrift belegt. Von Monarch und Unterthan, — Pflichten gegen die Obrigkeit — unbedingter Gehorsam gegen Gesetze, nicht gegen Personen. — Liebe und Zutrauen gegen Vorgesetzte, — Befugnisse und Rechte — des Menschen — des Bürgers, — Sicherheit der Person und des Eigenthums — Gewissensfreyheit — Einfalt der Sitten dieses Standes, — häusliche Ruhe — Unschuld — Zufriedenheit. —

Für die mittlere Classe. — Sätze in wissenschaftlicher Verbindung mit Gründen der Religion und der Vernunft unterstützt, — Beytrag zur Wohlfahrt des Menschen, — Einfluß der Gewerbe, Handlung, Künste und Wissenschaften auf die Glückseligkeit des geselligen Lebens überhaupt — des Staats insbesondere. — Vergleichung der Regierungsform, — Vorzüge der vaterländischen Regierung — Liebe zum Vaterlande — bürgerliche Ruhe und Eintracht, — Verdienst und Belohnung. —

Für die Classe der Edeln. — Dieselbe Form des Vortrags. — Verbindung der Völker, — Pflichten und Rechte der Staaten gegen einander, — Aufrechthaltung der allgemeinen Ordnung — durch Gesetze und Handhabung der Gerechtigkeit, — durch kluge Anwendung der Macht, — Sicherheit des Staats, — Vertheidigung seiner Rechte, — Befugniß des Krieges, — Pflichten des Kriegsmannes gegen Vaterland — gegen Feinde — Aufopferung — Ehre und Nachruhm. —

5.

Unterhaltung mit Mendelssohn,

aus der Erinnerung nieder geschrieben.

Zweites Fragment.

Vorwort.

Schüler, im gewöhnlichen Sinn des Worts, hat mein unsterblicher Lehrer nicht gehabt. — Oeffentliche Vorlesungen hat er nie gehalten. Vor seiner Verheirathung war er Hauslehrer gewesen, und auch nachher soll er einigen Zöglingen Unterricht gegeben haben. Diese kann man aber nicht füglich Schüler eines Weisen nennen. — Im Jahre 1771, als ich ihn kennen lernte, hatte der von Lavater aufgeregte Streit bereits seine Endschaft erreicht: die allgemein gemißbilligte Aufforderung desselben war bereits zurück genommen, Mendelssohns weises und bescheidnes Benehmen anerkannt, und sein Ruf hatte bei der großen und gelehrten Welt ungemein zugenommen; seine Religionsverwandten im Allgemeinen waren aber noch nicht dazu geeignet, Antheil daran zu nehmen. Dazu kam, daß er gern alles Aufsehen vermied; aber nach dem Ausdruck des Talmuds, jemehr er der Berühmtheit aus dem Wege ging, jemehr folgte sie ihm auf dem Fuße, wie sein Schatten. Er sprach indessen unaufgefordert nie von diesem Vorfall, weder mit Fremden, noch mit den Jünglingen und jungen Freunden, die seinen Umgang suchten: er schien ihn gern in Vergessenheit bringen zu wollen, wahrscheinlich, weil er heftig und zerstörend auf seine ohnedies geschwächte Gesundheit gewirkt hatte. — Als Hausvater lebte er sehr glücklich, mit dem äußern Benehmen eines Geschäftsmannes, ohne alle Ansprüche auf Auszeichnung oder Gelehrsamkeit. Er war Theilnehmer einer Seidenfabrik, leitete die Geschäfte

mit kaufmännischen Kenntnissen, und besaß als Fabrikant einen ungemein feinen Geschmack; selbst Frauenzimmer suchten seinen Rath bei Farbenwahl und Kleidung. — An Besuchen von Fremden, besonders Reisenden von Stande, fehlte es nicht; diese, so wie einheimische Künstler und Handwerker, die sich mit ihm berathen wollten, fanden ihn im Handlungsladen. — Aber gegen Abend, vorzüglich am Sabbath und an Feiertagen, kamen junge Männer von seinen Religionsgenossen zu ihm ins Haus, und kamen mit der bestimmten Absicht, sich zu bilden und zu belehren. Auch ältere Freunde und verheirathete junge Männer, die Geschmack und Liebe zu den Wissenschaften erlangt hatten, fehlten nicht. In dieser Hinsicht kann man mit Zuversicht behaupten, daß er eine Menge Schüler hatte. Sie zerstreuten sich später in den Provinzen, in ganz Deutschland, im Oesterreichschen, in Holland, ja der Saame der bessern Kenntnisse und des reellen Wissens wurde bis nach Polen verführt, und brachte großen Segen, besonders nachdem seine Uebersetzung des Pentateuchs und der Psalmen so allgemein verbreitet und geschätzt wurde. — Er hat einen weit größern Antheil an der Aufklärung und Bildung seiner Religionsgenossen, als man gewöhnlich glaubt, und es ist dankbare Pflicht, das Andenken davon bei seinem Volke zu erhalten. Aber außer dem Nutzen, den er für die Zukunft schaffte, wie angenehm, anziehend und lehrreich war seine Unterhaltung! — Die Erinnerung an diese genossenen Stunden muß bei seinen Freunden und Schülern unauslöschlich seyn. Lange nach seinem Tode gewähren sie ein unerschöpfliches, mit Rührung untermischtes Vergnügen, welches die Seltenheit der Erscheinung nicht anders als erhöhen kann. Ueberhaupt wird der Werth des Umgangs mit auserwählten Männern erst nach reifern Jahren ganz nach Verdienst gewürdigt. — Während des Genusses nimmt das Gefühl der Heiterkeit und Zufriedenheit, welche die Unterhaltung gewährt; nimmt das frohe Bewußtseyn,

daß man unterrichteter weggeht, als man gekommen ist, die ganze Seele in Anspruch. Mit dem Eintritt ins höhere Alter, erwecken die Rückblicke in das vergangene Leben noch ganz andere Empfindungen, und dankbar ergießt sich das Herz, wenn das Bild des Urhebers lebendig hervortritt, in wollüstige Zähren. — Wie verschieden ist überhaupt die mündliche Belehrung eines hochsittlichen Weisen von der kalten Buchgelehrsamkeit, die man in einsamer Kammer erwirbt! — Ich kann mich nicht enthalten, die Gedanken unsres Lehrers mit seinen eignen Worten ins Gedächtniß meiner Leser zurück zu rufen.

„Die Ausbreitung der Schriften und Bücher," sagt er in seinem Jerusalem, „die durch die Erfindung der „Buchdruckerei in unsren Tagen ins Unendliche vermehrt „worden sind, hat den Menschen ganz umgeschaf„fen. Die große Umwälzung des ganzen Systems der „menschlichen Erkenntnisse und Gesinnungen, die sie her„vorgebracht, hat von der einen Seite zwar ersprießliche „Folgen für die Ausbildung der Menschheit, dafür wir „der wohlthätigen Vorsehung nicht genug danken können; „indessen hat sie, wie alles Gute, das dem Menschen hie„nieden werden kann, so manches Uebel nebenher zur „Folge, das zum Theil dem Mißbrauche, zum Theil auch „der nothwendigen Bedingung der Menschlichkeit zuzu„schreiben ist. — Wir lehren und unterrichten einander „nur in Schriften; arbeiten und erholen, erbauen und „ergötzen uns durch Schreiberei. Der Prediger unterhält „sich mit seiner Gemeinde, er liest oder deklamirt ihr eine „aufgeschriebene Abhandlung vor. Der Lehrer auf dem „Katheder liest seine geschriebenen Hefte ab. Alles ist „todter Buchstabe; nirgends Geist der lebendigen Unter„haltung. — Wir lieben und zürnen in Briefen, zanken „und vertragen uns in Briefen; unser ganzer Umgang „ist Briefwechsel, und wenn wir zusammen kommen, so „kennen wir keine andere Unterhaltung als Spielen und „Vorlesen. Daher ist es gekommen, daß der Mensch

„für den Menschen fast seinen Werth verloren „hat. Der Umgang des Weisen wird nicht gesucht, denn „wir finden seine Weisheit in Schriften. Alles, was wir „thun, ist, ihn zum Schreiben aufzumuntern, wenn wir „etwa glauben, daß er noch nicht genug hat drucken las= „sen. — Das graue Alter hat seine Ehrwürdigkeit verlo= „ren, denn der unbärtige Jüngling weiß mehr aus Bü= „chern, als jener aus Erfahrung. — Wohlverstanden „oder übelverstanden, darauf kommt es nicht an; genug, „er weiß es, trägt es auf den Lippen, und kann es drei= „ster an den Mann bringen als der ehrliche Greis, dem „vielleicht mehr die Begriffe als die Worte zu Gebote ste= „hen. Wir begreifen nicht mehr, wie der Prophet es hat „für ein so erschreckliches Uebel halten können, daß der „Jüngling sich erhebe über den Greis; oder wie „jener Grieche dem Staate habe den Untergang prophe= „zeihen können, weil in einer öffentlichen Versammlung „sich eine muthwillige Jugend über einen Alten lustig ge= „macht hatte. — Wir brauchen des erfahrnen Mannes „nicht, wir brauchen nur seine Schriften, — mit einem „Wort: wir sind litterati, Buchstaben=Menschen. „Vom Buchstaben hängt unser ganzes Wesen ab, und „wir können kaum begreifen, wie ein Erdensohn sich bil= „den und vervollkommnen kann ohne Buch." —

Goldne, beherzigungswürdige Worte! Mögen wir sie noch lange, noch oft — nicht lesen und verstehen, sondern empfinden und zu Herzen nehmen. Keh= ren wir zu Mendelssohns Unterhaltung zurück. —

Unter seinen Religionsgenossen war damals die soge= nannte Lektüre noch nicht ausgebreitet, und reelle Gelehr= samkeit noch seltener. Aber die wahre Wißbegierde war bei mehreren jungen Männern aufgeregt. Sie strömten zu ihm, wie sonst zu einem berühmten Rabbi. Keinem Jüngling war der Zutritt verwehrt, und die ächten Jün= ger der Weisheit konnten auf freundliche Aufnahme mit Sicherheit rechnen. Das Gespräch leitete sich von selbst

ein, war leicht, ungezwungen und freimüthig. — Größtentheils betraf es Moral und Sprachkunde, hebräische Literatur, die israelitische Religion und ihre Grundlehren; nie talmudische Streitigkeiten oder unscheinbar gewordene Ritualgesetze. — Die Sophistereien der ersteren, die Geringfügigkeit und Kleinlichkeit der letzteren waren im gewöhnlichen Leben schon Gegenstände des Spöttlens geworden, aber dem ungeachtet in Mendelssohns Gegenwart enthielt man sich, ihrer im Ernst oder Scherz zu erwähnen. — Vorzüglicher Gegenstand der Unterredung waren Erziehungs- und Bildungsanstalten. Verbesserung des Unterrichts und Empfehlung der deutschen Muttersprache waren Mendelssohns Lieblings-Themata. — Dieses war das fühlbarste Bedürfniß der jüdischen Jugend. Oeffentliche Schulen und Gymnasien wurden von ihr damals noch nicht häufig besucht. Auch die Freischule existirte noch nicht. *) Nachdenkende Hausväter wollten aber nicht länger ihre Kinder polnischen Lehrern anvertrauen, und die Zeit nicht mit talmudischen Spitzfündigkeiten, die im bürgerlichen Leben nicht den mindesten Vortheil brachten, vergeuden lassen. Und die jungen jüdischen Privatlehrer, worunter sehr fähige Köpfe waren, die an ihre Stelle traten, die waren es eben, die mit Eifer Mendelssohns Meinungen und Rathschläge vernehmen wollten. — Der Weltweise sah es gern, daß die jungen Männer vorzüglich über diese Materien mit einander stritten. Von der Erziehungs- und Unterrichtskunst hatten sie höchstens einige Theorie sich erworben; aber alle diese Jünglinge waren geübte Ringer und Kämpfer, denn alle ohne Ausnahme waren, wie Mendelssohn selbst, durch das Studium des Talmuds gewandte Dialektiker, und hatten durch

*) Die Freischule ward 1778 gestiftet. Der unvergeßliche Münchhausen verwendete sich für sie mit großem Eifer. Das „Lesebuch für jüdische Kinder" jetzt und mit Recht vergessen, machte damals als eine unerwartete Erscheinung bei christlichen Gelehrten eine gegenwärtig unbegreiflich scheinende Sensation.

Uebung Scharfsinn und Witz erworben, Eigenschaften, welche heut zu Tage ziemlich selten werden. — Zum Disputiren forderte Mendelssohn wohl selbst auf, aber selten trat er mit entscheidendem Urtheil dazwischen. Indessen kam es bei diesen Streitigkeiten fast nie zu Heftigkeit oder Bitterkeit; davor schützte das zwar sanfte aber Ehrfurcht gebietende Ansehen des edlen Mannes. — Auch verstand wohl nicht leicht jemand besser die Kunst, ein Gespräch zu leiten, wie unser Weltweise. Meisterhaft wußte er die Unterhaltung zu beleben, wenn sie zu ermatten schien, noch meisterhafter den Schüchternen zu ermuntern, oder gegen den Keckern in Schutz zu nehmen; mit einem Wort, er lenkte die Unterredung, ohne daß man es gewahr wurde. — Gewöhnlich saß er am Fenster im Winkel auf seinem Armsessel mit untergeschlagenen Augen. Aber alle sahen auf ihn und seine Bewegungen. Oft befeuerte er den entflohenen Muth durch ein plötzliches Aufsehen oder durch einen einsilbigen Aufruf, oft belohnte er durch lächelnden Beifall. — Ein schnelles Niedersehen, ein verneinendes Kopfschütteln galt, ohne ein lautes Wort für bedeutenden Tadel. — Wenn dieses nicht wirkte, wenn der Gegner auf wohlgegründete Einwürfe sich nicht ergab; wenn lauteres Sprechen entscheidend werden wollte; oder wenn endlich Reden und Gegenreden sich durchkreuzten, verwirrten, in Dunkelheiten sich verloren: so stand er wohl von seinem Sitze auf, trat in die Mitte der Streitenden, und schien liebreich um Gehör zu bitten. — Dann erfolgte ein ehrerbietiges Stillschweigen. — Nun nahm er den Faden des Gesprächs auf, entwickelte die Streitfrage, stellte Satz und Gegensatz mit einer ihm eigenthümlichen Klarheit und Kürze gegen einander, und ließ die Streitenden die Vergleichungspunkte selbst finden, ohne des einen oder des andern Parthei geradezu zu nehmen. — Wenn sich dann die Hitze gelegt, und die Vereinigung Statt gefunden hatte, pflegte er oft zu sagen: Sehen Sie, meine Herren, es war ein bloßer Wortstreit,

wie es gemeiniglich der Fall ist; ich glaubte gleich, Sie würden eines Sinnes werden. — Wie vergnügt gingen dann die Unterredenden aus einander, und drückten sich brüderlich die Hände! Keiner war besiegt, oder gar beschämt worden; auf Jedes Antlitz glänzte Zufriedenheit, Genuß wohl angewandter lehrreicher Stunden, und in diesem seligen Gefühl freuete man sich auf die künftige Zusammenkunft, wie auf ein Seelenfest. — Die Jünglinge, die zu Männern gereift sind, und denen gegenwärtiges zu Gesicht kommen sollte — leider! sind deren nur sehr wenige — werden die Wahrheit dieser und der folgenden Darstellungen bezeugen, und vielleicht ausrufen: sie sind dahin, die glücklichen Stunden! Wahrlich die Tage der Vorzeit waren besser denn die gegenwärtigen! —

Manchmal eröffnete der Weltweise selbst die Unterredung. — Das Ich wurde nie gehört. — „Ehe Sie kamen,“ fing er denn an „hat ein junger Mann aus unsrer Mitte, wie mich dünkt, eine geistreiche Bemerkung, eine feine Beobachtung gemacht — einen glücklichen Einfall gehabt, — er hat einen scharfsinnigen Einwand gegen eine Meinung vorgetragen, die über allen Zweifel erhaben zu seyn scheint. Sie mögen urtheilen . . . . Und nun trug er das Erwähnte mit einer unnachahmlichen Holdseligkeit vor, begleitete es mit so viel erläuternden Zusätzen (wenn es wirklich einem Dritten, nicht ihm selbst zugehörte) und doch immer so viel möglich mit den eigensten Worten des Urhebers, daß dieser Muth gewann, sich dazu zu bekennen, und das Vorgetragene mit neuen Gründen auszustatten. — Wie oft war der junge Mann freudig überrascht, daß er etwas sogar geistreiches zu Tage gefördert. — Der Keim gehörte ihm freilich, aber die Pflege des Gärtners, das Sonnenlicht, das dieser so kunstreich hatte darauf fallen lassen, diese waren es eigentlich, welche Blüthe und Frucht, jene so schön, diese so reif ans Licht brachten. — Der junge Mann täuschte sich, manchmal wissentlich, manchmal ohne es selbst ge-

wahr worden zu seyn. — Auch bei Mendelssohn war es wenigstens nicht immer Kunstgriff, auf diese Weise die Jugend anzuregen. Es war Gabe des Himmels, daß jeder feine, richtige neue Kerngedanke, so wie ihn sein Gemüth ergriff, oder derselbe seinen Geist durchflog, unwillkührlich gleichsam Ründung, Wohllaut, Vollendung annahm. Etwa wie ein persisch Gewand, edel, fein, aber geruchlos, das durch den Dunstkreis der Balsamstaude dahin flattert, den wohlriechenden Duft einsaugt, weil das feine Gewebe ihn festzuhalten geeignet ist. — —

Setzte dann der Weise hinzu: nun, was dünkt Ihnen von diesem Vortrag? unser junge Freund scheint Recht zu haben, die Sache scheint einer nähern Erörterung werth zu seyn; dann war das Signal gegeben, die Aufmerksamkeit auf diese Weise gespannt, wurde das Gesagte wiederholt, und der Wettstreit begann. — So erweckte Mendelssohn das Nachdenken, so feuerte er den Muth an, so regte er den edelsten Ehrgeiz auf, — denn niemand wollte doch mit leeren Händen zu diesem Gedankenfest kommen, — und so gewann er Liebe und Vertrauen bei Jünglingen und Männern, die ihn besuchten. — Dieses war die Weise des deutschen Sokrates, die Methode, durch welche er, wie der Griechische, die Geburten seiner Schule zum Leben entwickelte. — Wie bei dem Griechen, war alles Folge seiner Denkweise, seiner Sinnesart, seiner sittlichen Natur, ihm eigenthümlich, nichts Erkünsteltes, nichts Nachgeahmtes.

Nicht selten kamen auch bejahrte Männer und Gelehrte von Profession zum Besuch. Da war der Charakter der Unterredung freilich ein anderer; die Jünglinge traten bescheiden zurück, nahmen selten Antheil an dem Gedankenwechsel, und horchten auf der Meister Wort und Entscheidung. —

Eines Tages kam ein ehrwürdiger Greis in die eben ungewöhnlich zahlreiche Abendgesellschaft. Ein Freund des Hauses, obschon ein eifriger Supernaturalist. Er war

ein ausgezeichneter Dichter, eben mit einem Commentar über die Schöpfungsgeschichte in hebräischer Sprache beschäftigt, und voll von seiner Materie strömte die Rede von seinen Lippen. Diesem Gelehrten W— mit Namen, warf sich ein anderer jüngerer Mann E— entgegen; ein großer Verehrer Mendelssohns, der einen Ruhm darin suchte, sich des letztern Jünger zu nennen, und fing mit ihm einen lebhaften Streit an; einen Streit, der bei der Verschiedenheit beiderseitiger Ansichten keine Vereinigung Statt finden ließ. Beide bestanden hartnäckig auf ihren Meinungen. — Mendelssohn saß ruhig auf seinem Sessel mit niedergeschlagenen Augen und schwieg. — Keiner der übrigen Anwesenden wollte Antheil nehmen, theils aus Bescheidenheit, theils um die Lebhaftigkeit des Streits nicht zu vermehren. — Auch die Waffen der Kämpfer waren sehr ungleich. Der alte W— hatte den Vortheil der größern talmudischen Gelehrsamkeit; sie brausete von seinen Lippen. Er berief sich auf Autoritäten und überschwemmte alles mit Beweisstellen: die Traditionen waren ihm Orakelsprüche. E— mit gleich gründlicher Kunde der Ursprache, übertraf seinen Gegner an Fertigkeit des Ausdrucks und an Gewandtheit der Dialektik. Einwurf folgte auf Einwurf. E— trotzte auf das Urtheil des Gemeinsinns, und würzte alles mit feinem Witz, jedoch mit hoher Achtung vor Alter und Gelehrsamkeit. — Man kann leicht denken, auf welche Seite sich der Beifall der Zuhörer stillschweigend neigte, denn laut wurde er nicht ausgesprochen. — Der alte Gelehrte ging endlich triumphirend weg, ohne auch nur in einem einzigen Punkt nachgegeben zu haben, und mit der vollen Ueberzeugung, daß seine Sätze sammt und sonders unwiderleglich wären. — Dieses kann niemand wundern, da es nur eine alte Erfahrung bestätigt. In vorgeschrittenen Jahren giebt man seine in der Jugend angenommenen Meinungen besonders alsdann nicht auf, wenn diese sich in Grundsätze verwandelt haben. Das jugendliche Gemüth ergreift sie mit

Eifer auf das Ansehn der Lehrer, und glaubt der Mann sie mit Gründen unterstützt zu haben, bauet noch gar darauf sein Moralsystem, so wurzeln sie so tief, daß weder Gelehrsamkeit noch Scharfsinn, selbst die reinste Liebe zur Wahrheit sie nicht wankend zu machen vermögend ist; das Gemüth weist die unwiderleglichsten Einwürfe mit einer heiligen Scheu zurück, unterwirft sich lieber einem blinden Glauben, der alle Angriffe bis zur Ohnmacht schwächt, indem er gleichsam das innere Ohr lähmt. Noch mehr. Solchen Männern, selbst wenn sie die Fesseln fühlen, die sie drücken, fehlt im Alter theils der Muth und die Geduld, theils die Kraft, die Bande abzustreifen. Es geht ihnen wie den Geizigen, welche an Ketten liegen, die sie sich selbst geschmiedet haben. Es sind goldne Ketten. Sie fühlen den Mangel der Freiheit und die Kerkerluft, die sie preßt und quält; aber das Gold der Ketten hat ihnen so viel gekostet, sie haben so viel Arbeit an ihre Anschaffung verwendet. Sie unterdrücken mit aller ihnen noch beiwohnenden Kraft die Liebe zur freien Bewegung in der gesunden Luft, die sie sich doch wünschen und an ihren Nebenmenschen oft selbst beneiden, und werden Heuchler wider ihren Willen. Und es ist nicht zu läugnen, das Geständniß, lange lange Jahre in Irrthum und Widerspruch mit besseren Einsichten gelebt zu haben, ist ungemein schwer und peinlich; welche Selbstverläugnung gehört dazu, sich zu gestehen, man habe Jahre lang Zeit, Scharfsinn und Fleiß auf höchst gleichgültige Gegenstände verwendet, und sie weit edler benuzzen können. Wahrlich! es gehört Heldenmuth dazu, der Wahrheit solche Opfer zu bringen, und heroische Handlungen dieser Art sind unter die größten Seltenheiten zu zählen. — Beide Männer, der Greis W— und der beherzte E— sind seit mehreren Jahren todt, beide waren Zierden ihrer Religionsgenossen, beide haben sich durch gehaltvolle Schriften um ihre Mitbrüder verdient gemacht, und beiden gebührt dankbare Erinnerung. —

Ihr Streit gab den andern Tag zu folgender vertraulichen Unterhaltung die sehr natürliche Veranlassung, und sie wird vielleicht um so lehrreicher seyn, wenn sie im Zusammenhang, gleichsam als eine ununterbrochene Rede des Weltweisen, mitgetheilt wird.

Charlottenburg bei Berlin,
im August 1818.

Friedländer.

Die gestrige Unterhaltung fing der Weltweise unter vier Augen an, war lebendig und geistreich genug; aber der Streit führte zu keinem Ziel: Wetterleuchten und Donner ohne befruchtenden Regen. — Was ist neues gelehrt, was ausgemacht worden? Nichts, durchaus nichts. — Es konnte auch wohl nicht anders seyn. — Jeder der Streitenden erkennt nicht allein einen andren, von dem Gegner nicht angenommenen, Gerichtshof, sondern will ihn obendrein zwingen, diesem ausschließend das Recht der Entscheidung zu überlassen. Ging dieses nicht augenscheinlich von beiden Seiten hervor? — Wenn der alte W— behauptet: der Gegenstand des Streits sey eine heilige über allen menschlichen Verstand erhabene von diesem nicht zu fassende Urkunde, wir müssen uns mit dem wörtlichen Sinn derselben begnügen, und den Erklärungen der ältern Lehrer blindlings anhängen; der feurige E— hingegen dieses alles läugnet, alle Autorität verwirft, alles vor dem Richterstuhl des Gemeinsinns und der fortgeschrittenen Forschung gebracht und dann der Vernunft allein die Entscheidung überlassen wissen will. Sagen Sie mir, mein Freund, wie ist es möglich, daß diese Männer je zusammen kommen, da sie von so verschiede-

nen und entgegengesetzten Punkten auslaufen? — So viel muß man gestehen, es liegt etwas Widernatürliches in W — 's Behauptung und zugleich etwas sehr Auffallendes. Auf der einen Seite sich demüthiglich der Autorität unterwerfen und auf eigenes Urtheil Verzicht zu leisten, auf der andren sich ausschließlich den Rechtgläubigen zu nennen, das scheint doch sehr anmaßend? Ist dieses nicht stolze Demuth, oder wollen wir es nicht lieber demüthigen Stolz nennen? — Unbedenklich können wir auch den alten W — für den Sprecher und Stellvertreter aller Männer annehmen, die sich den Namen der Rechtgläubigen beilegen. — Bis auf einige unmerkliche Schattirungen gehen alle von dem Grundsatz aus: dem menschlichen Verstande durchaus alle entscheidende Kraft abzusprechen; und dieser Grundsatz ist mit allen ihren Ansichten und Gedanken so verzweigt und verwachsen, daß man sich wundern muß, wie sie überall über irgend einen Gegenstand der in Rede stehenden Materien streiten wollen. Wenn sie behaupten: „die heiligen Urkunden dürfen nach den gewöhnlichen Regeln der Vernunftkunst nicht beurtheilt werden," so ist das der Ausspruch eines Despoten, aber ein Despot läßt sich in keine Streitigkeiten ein. —

Der scharfsinnige Kant hat irgendwo ein glückliches Wort ausgesprochen: Die Vernunft ist bausüchtig. Wenn das Gebäude ganz fertig ist, fällt es dem Bauherrn aus unwiderstehlicher Wißbegierde ein, es wieder ganz abzutragen, um zu untersuchen, ob es wohl auf sichrem Fundament ruhe. — Eine wahre und richtige Bemerkung! Ganz anders verhält es sich mit dem Grundbesitzer, der sein Eigenthum, d. h. sein Religionssystem, erblich auf Glauben an sich gebracht, oder sich selbst ein für allemal und auf ewige Zeiten zusammen gezimmert hat. Ruhig im Besitz seines Gebäudes, will er nichts angerührt wissen; kein Pfeiler soll untersucht, kein Schnörkel angetastet werden. Wer sich das

unterfängt, ist ihm ein Gebietsverletzer, Zerstörer, Mordbrenner. Das kann man allenfalls gelten lassen, und die allgemeine Freiheit wird dadurch nicht gefährdet. Aber die Rechtgläubigen, wie sie sich nennen, gehen offenbar weiter. „Ich leide dich nicht zum Nachbar, wenn du dein Haus nicht nach dem Muster des meinigen bauest, denn dir steht kein Urtheil zu, weder über Sicherheit noch Schönheit, noch Bequemlichkeit der Wohnung." Dieses ist die stillschweigende, wenn auch nicht die laute, Meinung dieser Demüthigen. — Aber was gab ihnen das Recht zu dieser Behauptung? womit wollen sie es begründen? — Scheint es daher nicht, mein Freund, rathsamer, sich mit solchen Männern gar nicht einzulassen, und alle Untersuchungen mit ihnen klüglich zu vermeiden? — Oft und sehr oft ist es nicht die Klugheit allein, auch strenge Gewissenspflicht scheint Streitigkeiten dieser Art zu untersagen. — Bei der Mehrheit der sich so beifällig nennenden Rechtgläubigen ist das religiöse System mit dem praktischen Handeln innig verbunden; wird ein wahrer Menschenfreund nicht anstehen und die Folgen bedenken, welche Erschütterung oder gar gänzliche Umwerfung der Pfeiler solcher Gebäude, nach sich ziehen könnte? Wird er nicht fürchten auf der einen Seite mehr zu verlieren als auf der andern zu gewinnen steht? — Wahr ist es, diese Betrachtung ist nicht zu übersehen. Die Frömmler selbst ermangeln nicht, diesen Einwand gegen alle Untersuchung dann und wann geltend zu machen, und jede Freimüthigkeit damit zurück zu halten. Die noch mehr nachgeben, rufen mit dem persischen Dichter aus: begieße die Dornen um der Rosen willen u. s. w. — Sie stutzen, mein Freund? — Nein, mit diesen Aeußerungen soll unserm E— das Urtheil nicht gesprochen werden; er that vielmehr sehr wohl daran, sich den dictatorischen Aussprüchen des Supernaturalisten, welcher alle Grenzen überschritt, zu widersetzen. E— vertheidigte mit Eifer die Rechte der Vernunft, vertheidigte sie nach den

Grundsätzen der reinen israelitischen Religion, und that Recht daran. — Selbst die Pfeile des Witzes wollen wir ihm in dieser Hinsicht vergeben. Wenn es auch eben nicht die ritterlichsten Waffen sind, so bediente er sich doch derselben mit Mäßigung, und in einem Vertheidigungskriege für die gerechte Sache erlaubt man sich schon etwas mehr. — Doch genug dieser Nebenbetrachtungen, die uns vom Ziele dieser traulichen Eröffnung abführen könnten. Zur Sache. — Eine nähere und ernsthafte Erörterung der gestrigen Unterhaltung wird vielleicht über die wunderbar scheinende Schöpfungsgeschichte, wenn auch nicht volles Licht, doch jene milde Helle verbreiten, womit der Sterbliche hienieden sich überall begnügen muß. —

Wie wäre es, mein Freund, wenn wir uns den strengen Supernaturalisten gegenwärtig dächten, und folgenden Vortrag an ihn richteten. — Wir wollen ihn weder necken, noch in Verlegenheit setzen, sondern, wie ritterliche Kämpfer, Sonn' und Wind mit ihm theilen. Alles, was mit Recht von ihm gefordert werden soll, ist Redlichkeit im Denken und ruhige Geduld, uns anzuhören.

Du theilst, redlicher und frommer Mann, mit uns, wollen wir ihm sagen, die Verehrung der heiligen Urkunden. — Wir halten sie nicht weniger heilig und unschätzbar, als du. — Wir sind mit dir überzeugt, daß sie die Grundlage der israelitischen Religion sind; erkennen mit dir, daß die Vorsehung diese heiligen Schriften zu unsrer Belehrung von unsren Urvätern auf uns hat vererben lassen. — Es ist für uns alle überzeugend wahr, daß wenn wir unsren Lebenswandel danach einrichten, wir in der Welt hienieden glücklich seyn, und in einer bessern der Glückseligkeit fähig und würdig werden können. Bei dieser Uebereinstimmung, woher denn die Verschiedenheit in den Ansichten? — Woher die Trennung der Meinungen über Geist und Verständlichkeit derselben? — Wie wäre es, wenn wir mit redlichem Gemüth gemeinschaftlich die Wahrheit suchten? — Die Wahrheiten, die dem Menschen

hienieden so unentbehrlich sind, liegen gewiß dem Geist und dem Herzen so nahe als möglich, wir dürfen blos aufmerken, um sie zu finden. — Du bist, redlicher und frommer Mann, ein strenger Unitarier, wir sind es auch; schöpfen wir doch aus Einer Quelle, aus den heiligen Urkunden! — Diese haben uns belehrt, daß das ewige Wesen, das wir anbeten, ein einiges, geistiges, unkörperliches, durch die Sinne nicht zu fassendes, durch kein Bild darzustellendes Wesen sey. Diese Lehre ist der Grundstein unsrer Religion. — Die Weltweisen unter unsren Religionsgenossen haben diese Lehre auch wohl so ausgedrückt: die Gottheit ist ein Wesen, von dem der Erdensohn höchstens weiß: was es nicht ist. — Dieses verdient eine genauere Erwägung. — Wir Menschen haben einen Begriff von Einsicht, Macht, Güte, Barmherzigkeit u. s. w. — Es ist unläugbar, daß wir von allen diesen Eigenschaften eine anschauliche Vorstellung haben, d. h. wir werden sie in unsrem Innern gewahr, wir empfinden sie. Wäre dies nicht der Fall, so würden wir sie nicht begreifen, nicht fassen, keine Idee davon bilden können. — Zu gleicher Zeit erfahren wir, daß von allen diesen Eigenschaften uns nur ein gewisser Grad zu Theil geworden, und daß sie ihre Grenzen haben; mit andern Worten: wir fühlen, daß wir eingeschränkte Wesen sind. — Was geschieht denn nun, wenn wir dem unnennbaren Wesen diese Eigenschaften zuschreiben, wenn wir sagen: Gott ist allweise, allmächtig, allgütig, allbarmherzig u. s. w., wir heben alle ihre Schranken weg, und machen sie grenzenlos, das heißt eben, wir wissen was er nicht sey; wir wissen, daß die Gottheit in Absicht aller dieser Attribute ohne Grenzen ist, obschon wir selbst von der Schrankenlosigkeit keine intuitive (anschauliche) Erkenntniß haben, noch haben können. — Dieses wird uns auch auf eine andere Weise einleuchtend. Wir wissen, daß alle unsre Erkenntnisse durch die Sinneswerkzeuge und durch das innere Gefühl uns zukommen. —

Auf eine andere Weise werden wir nichts gewahr, und Sinn und Gefühl haben ebenfalls unüberschreitbare Grenzen. Aus diesen unläugbaren Wahrheiten wird uns ferner die Ueberzeugung klar, daß wir hienieden, und so lange alle unsre Notionen durch die Sinne uns zukommen, auch von dem höchsten Wesen keine andere als menschliche, d. h. endliche Vorstellung haben können. Unser Denkvermögen reicht nur dahin, daß wir die Kraft haben, die Schranken in Gedanken wegzuheben, weiter nicht. — Aber Gott ist ja allmächtig, kann er dem irrdischen Wesen nicht, wenn auch auf eine übernatürliche Weise, das Vermögen ertheilen, auch anschauliche Begriffe von übersinnlichen, körperlosen, ganz geistigen Wesen zu erlangen? — Nein! erwiedern wir; denn der Gott der Allmacht ist auch der Gott der Wahrheit. Auch diese Eigenschaft kommt ihm im höchsten Grade zu. Es wäre also ein offenbarer Widerspruch, wenn ein beschränktes, durch Sinneswerkzeuge denkendes Geschöpf, Notionen erlangen könnte, die nur von einem vollkommenen geistigen Wesen erlangt werden können: mit jener Allmacht würden wir also die Wahrheit Gottes aufheben.

Daß die Erlangung unsrer übersinnlichen Begriffe durch das Aufheben der Schranken nur möglich wird, sehen wir auch bei der Bildung der überirrdischen Wesen überhaupt. — Wenn wir uns einen Engel denken, so denken wir uns immer nur einen Menschen, entkleiden ihn in Gedanken seines Körpers und schreiben ihm höhere Seelenfähigkeiten zu als diejenigen sind, deren wir uns bewußt werden. — Daher ist es auch einleuchtend und unwiderleglich, daß, wenn die Gottheit sich herabläßt, dem Menschen etwas kund zu thun, oder sich ihm zu offenbaren, dieses nicht anders als auf menschliche Weise geschehen kann. — Dieses lehrt uns die heilige Schrift auf jeder Seite ihrer Urkunden. Gott offenbart sich nur durch Rede und Schrift oder durch andere Erscheinungen, welche auf unsre Organe wirken. — Daher

schärfen uns unsre älteren Lehrer und Weisen die Warnung ein, die Worte und die Redensarten derselben ja nicht im eigentlichen Sinne zu nehmen, weil uns dieser Mißgriff zu den ärgsten Irrthümern verleiten würde.

In die nämliche Warnung stimmen alle Männer von Geist und Scharfsinn ein, welche mit uns die Heiligkeit und Unschätzbarkeit der heiligen Schriften anerkennen. — Es liegt in der Natur der Sprache und in den Seelenfähigkeiten ihrer Bildner, daß sie von der Gottheit nicht anders als in Zeichen reden können, die von der Körperwelt entlehnt sind; sie hat keine andere Zeichen und kann keine andere haben, weil alle ihre Begriffe durch den Kanal der Sinneswerkzeuge gehen müssen. — Auch unser eigner Verstand bestätigt die Wahrheit und die Wichtigkeit dieser Warnungen. — Wer die Ausdrücke im wörtlichen Sinne annehmen und verstehen wollte, würde das Geistige verkörpern, das Heiligste verunreinigen und in den gräulichen Götzendienst zurückfallen, aus welchem uns die heilige Schrift erlöset hat.

Selbst angenommen, die Ursprache der Offenbarung, die hebräische, sey göttlichen, nicht menschlichen Ursprungs, so liegt es doch in dem Urwesen dieses Mittheilungsmittels, daß es sich den menschlichen Begriffen anfügen muß, wie dieses schon vorhin mit Recht behauptet worden. — Es widerspräche dem Charakter der Wahrhaftigkeit Gottes, wenn die Zeichen der Begriffe nicht den Stempel ihres Ursprungs, ihre sinnliche Entstehung, überall an sich tragen sollten. —

Gegen alle diese Sätze kannst du, redlicher und frommer Mann, um so weniger etwas einzuwenden haben, da du nicht allein die Heiligkeit der Urkunden anerkennst, sondern auch unbedingt die Autorität der Tradition und der Commentatoren gelten lassest, *) und alle diese Männer stimmen in der eben vorgetragenen Lehre

*) Talmud, Maimonides, Cosri, Bachai, Abarbanel, J. Eramo u. s. w.

überein. — Eben so wenig dürftest du den Folgesätzen widersprechen, welche daraus hergeleitet werden müssen. — Mit diesen Voraussetzungen wollen wir nun die 5 B. Moses öffnen, um mit unbefangenem Gemüth zu erwägen, was sie vortragen. — Das erste Kapitel enthält die ganze Schöpfungsgeschichte, dieses ist die erste und früheste Offenbarung. — Im Voraus können wir nichts anderes erwarten, als daß die Gottheit in diesen Büchern anthropopatisch — auf menschliche Weise empfindend und handelnd — vorgestellt werden wird. Denn wir wissen schon, daß von dem Unnennbaren und Unbegreiflichen nicht anders gesprochen werden kann, als von einem irrdischen Wesen, wenn es den Menschen verständlich seyn soll; und dieses finden wir in diesem ersten Kapitel, so wie in den heiligen Urkunden auf jeder Seite bewährt. Ueberall spricht und handelt Gott als Mensch, nach menschlichen Motiven und Leidenschaften. Er spricht, schafft, bauet, pflanzt, denkt nach, freut sich, wenn die Arbeit gelingt, wird böse, und ändert seinen Entschluß u. s. w. Es werden ihm auch sinnliche Werkzeuge beigelegt; er sieht, hört, riecht, steht auf, steigt vom Himmel herab u. s. w. Diese Art uns auszudrücken ist uns so gewöhnlich geworden, daß wir keinen Anstoß daran nehmen! denn wir kennen die Unzulänglichkeit der Sprache, die sich auf die Eingeschränktheit unsres Verstandes gründet. Dieses hindert uns nicht von der Gottheit die heiligsten und geistigsten Begriffe in der Seele aufzubewahren, und bei unsrem Nachdenken nie aus den Augen zu verlieren. — Warum denn, frommer und redlicher Mann, wollen wir diese Ansichten nicht überall mitbringen? — Warum lesen wir alle heiligen Urkunden nicht mit diesem Sinne? — Warum kommt dir die Schöpfungsgeschichte so befremdlich, so wunderbar vor? — Warum bei ihrer Beschreibung, die ebenfalls auf menschliche Weise mitgetheilt ist, ein anderes Verfahren anwenden? Warum zermartern wir uns, von Dingen deutliche und anschauliche Begriffe zu erwerben, von

denen wir voraus wissen, daß sie außer dem Kreise unsres Denkvermögens liegen? — Die Schöpfung ist wie alle übrigen Wunder der Natur, in undurchdringliches Dunkel gehüllt. Wir können sie nicht fassen, daher sie auch nicht mit andern ihnen entsprechendern Zeichen ausdrücken. So lange wir hienieden wandeln, und unsre Erkenntnisse durch die Werkzeuge der Sinne erlangen, konnte uns auch die Schöpfung nicht anders, als auf menschliche Weise offenbart werden. Laßt uns also den unnennbaren, unbegreiflichen Gott in Demuth anbeten und schweigen. — Wenn wir auf diese demüthig bescheidne Weise die heiligen Urkunden betrachten, auf diese Weise sie durchforschen, wird manche Dunkelheit verschwinden, und uns ihr Nutzen für das menschliche Geschlecht klar einleuchten. —

Betrachten wir die Anschauung der Gottheit selbst, deren Erscheinung Moses, Jesaias und Ezechiel uns beschrieben haben, so werden wir finden, daß sie zwar alle drei diese Erscheinungen auf menschliche, aber doch jeder auf eine ihm eigenthümliche Weise dargestellt haben. — Dieses sollte uns aufmerksam machen und ein Fingerzeig seyn. — Was bei allen dreien gemeinschaftlich zum Grunde liegt, ist: daß alles, was in die Geisterwelt gehört, von ihnen in die Körperwelt herüber gezogen ist. — Wie konnten sie auch anders, wenn sie verstanden werden wollten? — Aber welche Verschiedenheit in der Darstellung! Und wie ist diese Verschiedenheit in dem eigenthümlichen Charakter dieser Männer, ihrer Lage, ihren Verhältnissen, und in dem Charakter ihrer Zeitgenossen gegründet!

Moses erscheint die Gottheit in der arabischen Wüste. — Dieser unerreichte unübertroffene, zu der höchsten Bestimmung berufene Mann ist zur Zeit seiner Berufung noch ein Hirte. Gott erscheint ihm einfach und erhaben — in einem feurigen Dornbusch — Wie anders dem Propheten Jesaias! Dieser lebt und webt in der

Umgebung eines Königs, ist Rathgeber der Fürsten und hat Antheil an der Regierung, wie deutlich aus seiner ganzen Geschichte erhellet. Wie erscheint ihm die Gottheit? — In der Pracht eines Morgenländischen Fürsten. Alles ist in Riesenform, Seraphim stehen um den erhabenen Thron, alles voller Majestät und Würde. — Und wieder wie ganz anders dem Ezechiel! Dieser Prophet lebt in der Verbannung und spricht zu Exulanten. Seine Einbildungskraft ist nach seiner Individualität und Lage aufgeregt. Ihm erscheint die Gottheit auf einem Wagenthron mit Wundergestalten ausgeschmückt. Donner, Blitze, Gewittersturm, aufloderndes Feuer umgeben ihn, die ganze Natur ist in Aufruhr. — Der Schauplatz ist in Chaldäa. — Die vier edelsten Wesen, Mensch, Stier, Löwe und Adler, die Repräsentanten der irrdischen Schöpfung, tragen den Donnerwagen des Höchsten, und dem Seher werden Diamantenräder sichtbar, die voller Augen sind. Mit diesen Symbolen schildert der verzückte Prophet die Einsicht, die Allmacht und die Allwissenheit des erhabenen Gottes. Mit dieser Bilderschrift bezeichnet er die göttlichen Eigenschaften seinen Mitbrüdern im Lande der Verbannung. — Er ist begeistert und in Entzückung. — Der ruhige, kalte, nachdenkende Mensch im Lande der Ruhe und des Friedens verwandelt, seiner Geistesstimmung gemäß, diese Hieroglyphen in Buchstabenschrift, und bezeichnet den Unnennbaren, entweder mit dem unaussprechlichen Namen Jehova oder Gott, oder Ewiges Wesen, oder nach einer seiner Eigenschaften: der Allmächtige der Allerbarmende u. s. w. Diese Bezeichnungen sind für den Verstand, jene für die Einbildungskraft. Sind diese Erklärungen, diese Ansichten nicht einleuchtend und verständlich? — Auf diese und ähnliche Weise laß uns, redlicher und frommer Mann, die heiligen Urkunden alle anschauen und deuten, und sey versichert, je menschlicher du sie betrachtest, je göttlicher werden sie dir erscheinen, je

mehr wirst du deren Heilsamkeit für Herz und Gemüth gewahr werden, und die Vorsehung preisen, daß sie uns diese unschätzbaren Gaben hat zu Theil werden lassen. — Mit beruhigter Seele wirst du sie lesen und wiederlesen, dein Auge wird, nach dem Ausdruck des Talmuds, erleuchtet werden durch das Gesetz; und endlich werden wir die undankbare Mühe aufgeben, Geheimnisse zu ahnden, Geheimdeutelei zu treiben, kabalistische Erklärungen zu ergrübeln, die wahrlich nur auf Irrwege führen, den Kopf verwirren, und das Herz weder besser noch menschenfreundlicher machen.

Lassen Sie uns nun, mein Freund, unsren Supernaturalisten mit diesen mehr angedeuteten als ausführlich entwickelten Begriffen entlassen, und unsre Bemerkungen über die Schöpfungsgeschichte allein fortsetzen.

Wir haben uns überzeugt, mein Freund, daß, als das ewige Wesen sich unsren Vorfahren vor so viel tausend Jahren kund gethan, das Mittheilungsmittel, die Sprache, eben so wie sie dem körperlichen Ohr nur durch Schall und Ton vernehmbar wird, auch nur aus Worten und Redensarten zusammengesetzt seyn kann, welche der Sinnenwelt gehören. Dann verstehen wir sie auch mit dem geistigen Ohr; denn nur alsdann sind sie unsren Empfindungen und unsrem Fassungsvermögen analog, und werden uns verständlich. Lassen Sie uns, mein Freund, aus andern Betrachtungen, die wir anzustellen Veranlassung hatten, hier das Resultat herübernehmen, was uns über die Bestimmung des Menschen eingeleuchtet hat. Es ist uns nach manchem Blick auf die Geschichte der Menschheit, klar geworden, daß sie in der stetigen Ausbildung seiner Geisteskräfte und seines sittlichen Gefühls besteht. Der sich auszeichnende Vorzug des Menschen vor dem Thier, besteht in der Entwickelung des Verstandes und der Vernunft, wozu das einzige Mittel die Sprache ist. — Ohne Sprache giebt es kein Vernunftwesen, wovon wir auf Erden einen Begriff ha-

ben könnten. Wenn wir genau Acht geben, so entsteht diese Entwickelung vermittelst des Abstractionsvermögens. Dieses ist die Seelenkraft, das Nichtsinnliche von dem Sinnlichen in Gedanken zu scheiden, es, ungeachtet es nur in dem Denkvermögen, nie außer demselben, sein Daseyn hat, als ein selbstständiges Wesen zu betrachten. Damit ist es aber nicht gethan, sondern wir müssen es auch mit einem eigenthümlichen Zeichen belegen. Ohne dieses Zeichen würden wir dieses Wesen nicht festhalten, noch weniger unsren Mitmenschen mittheilen können. Auf diese Weise allein sind wir im Stande allgemeine Begriffe zu bilden, deren wir zum Weiterdenken und Forschen so nöthig haben. Daraus bildet sich im Laufe der Zeit die Sprache, welche wir die philosophische nennen. Je weiter die Menschen in der Kultur ihres Geistes fortschreiten, je mehr wird diese Sprache bereichert. *) Aber stets wird es unmöglich bleiben, ihr das irrdische ganz abzustreifen. Selbst das intellectuellste Zeichen wird seinen Ursprung, das Sinnliche, immer verrathen. Wenn der Mensch — selbst der scharfdenkendste — nicht auf seiner Hut ist, nicht sich stets bewußt bleibt, daß seine Benennungen nur Zeichen, nicht eine außer seinem Denkvermögen existirende Sache ist, kann er leicht sich verirren; ehe er sichs versieht, wird aus seinem nichtsinnlichen Wesen ein sinnliches, das er sehen, hören, tasten will. Daß dieser Irrthum von Forschern voriger und neuerer Zeit begangen worden ist, bedarf keines Beweises. — Gilt dieses vom menschlichen Verstande in seiner fortgeschrittenen Ausbildung, so ist es augenscheinlich, daß in dem Kindesalter der Welt und bei dem ersten Unterricht, den die Menschheit erlangt, dieses Vergreifen unendlich öfter vorkommen wird, da die Sprache in jener Zeit ungleich sinnlicher und bilderreicher seyn muß. — Dieses ist der Fall bei allen alten, vorzüglich bei den Morgenländischen, die an Wörtern zur Bezeichnung abstrakter Begriffe den größten Mangel haben. —

*) Siehe Anmerkung am Ende des Aufsatzes.

Daraus folgt nicht immer, daß die Weisen der Vorzeit, denen nur eine überaus bilderreiche und sinnliche Sprache zu Gebote stand, keine reinen geistigen Begriffe zu fassen im Stande gewesen wären. Dieses übereilte Urtheil widerlegt die heilige Schrift auf eine unwidersprechliche Weise. Obschon sie das göttliche Wesen bauen, pflanzen, Weihrauch riechen, auf- und niedersteigen läßt. u. s. w.; so ist sie es doch, die uns mit den transcendentellsten Vorstellungen vom Ewigen bekannt gemacht hat, sie ist es, welche die erhabenste Lehrerin der Welt geworden ist. Ja, es ist dahin gediehen, daß wir an diesen Ausdrücken nicht den mindesten Anstoß nehmen.

Das nämliche gilt von den heiligen Sängern der Israeliten. Hier sehen wir es noch augenscheinlicher, wenn ihre Einbildungskraft in Bildern ausströmt, die uns Abendländer in Erstaunen setzen können. Der Dichter Assaf, der gewiß von Gott die reinsten und edelsten Begriffe hatte, treibt die Kühnheit des Ausdrucks so weit, daß es in seiner „Unterweisung" (Ps. 78.) von dem Volke Israels heißt: es erbitterte Gott in der Wüste, betrübte ihn in der Einöde" und ferner: „wie vom Schlafe erwachet Gott, wie ein Held vom Weine jauchzend." Solcher Audrücke, solcher brennenden Farben würde sich der entrüstete abendländische Dichter zu bedienen nicht unterfangen. Uns aber, die wir den Geist der Sprache kennen, irren dergleichen Redensarten, empören solche Gleichnisse, nach einigem Nachdenken, auf keine Weise. Wir wissen, daß Assaf in seiner Seele die Vorstellungen von der Gottheit hegt, welche er zu hegen in den heiligen Urkunden angewiesen ist. Hier unterliegt er, nach unsrer Ueberzeugung, blos der Sprache seines Zeitalters. —

Lassen Sie uns, mein Freund, diesen Ansichten auch bei der Schöpfungsgeschichte folgen. — Warum da alles auf metaphysischer Wage wägen? Warum soll da die Gottheit, als Geologe, gleich einem öffentlichen Lehrer, sprechen? Ist dieses der Zweck der Offenbarung? — Die

einfachste und erhabenste, der Religion würdigste Vorstellung scheint diese zu seyn. Die heilige Urkunde will der Kinderwelt, in einer ihr verständlichen Sprache, die Fundamentalwahrheit kund thun, daß das ewige Wesen alleiniger Schöpfer des Weltalls sey, und alles aus Nichts hervorgebracht habe. Gott schuf alles. — Mit einem wichtigeren Satz konnte die erste Offenbarung nicht anfangen. Himmel und Erde drücken das Universum aus. Die werdende Schöpfung wird gleichsam wie ein Vorhang aufgezogen, und auf menschliche Weise, in Tagewerke eingetheilt. — Mehr soll der Erdensohn, mehr kann er von dieser Begebenheit nicht erfahren. — Die Schöpfung gehört, wie alle Wunder der Natur, zu den undurchdringlichen Geheimnissen, und so lange er hienieden, mit einem Körper bekleidet, wallt, wird er davon nichts erspähen. — Die Erzählung ist kunstlos und erhaben, ganz im Geiste des ehrwürdigen Alterthums, ganz dem Fassungsvermögen des Sterblichen angemessen. Und sie enthält die große, dem Menschen so unentbehrliche Wahrheit: Es ist ein Gott, und Gott ist der Urheber von allem was ist. — Was braucht er mehr zu wissen? —

Lassen Sie uns gestehen, mein Freund, die Schöpfungsgeschichte, wie sie uns die heilige Urkunde darbietet, genügt dem menschlichen Verstande nach so viel tausend Jahren, befriedigt die Wißbegierde weit mehr, als die Träume eines Burnet, Whiston, Büffon, oder wie sonst ein anderer Cosmogonist sie uns darstellt. —

Verfolgen wir nach dieser Ansicht die heilige Schrift weiter. — Die Lehre soll dem menschlichen Geschlecht kund gethan werden, die ihm und den Mitbewohnern des Schauplatzes seiner Wirksamkeit so heilsam und nützlich ist: die Menschen sollen einen Ruhetag halten und auch die Thiere sollen rasten. Wie wird diese Lehre, im Einklang mit der Schöpfungsgeschichte, am besten vorgetragen werden und auf Erfolg rechnen können? —

Wie anders, als durch den Geist, der im ganzen lebt und webt? — Gott hat sechs Tage gearbeitet, Himmel, Erde, Gestirn, Gewächse, Thiere aller Art geschaffen, zuletzt sein Meisterwerk, den Menschen, am siebenten ruht er aus. — Ganz nach menschlicher und dem Menschen denkbarer Weise. — Wie der Unerschaffene einen Ruhetag feiert, so auch du Erschaffener! Welche schöne Vorbereitung zur künftigen Sabbathsfeier! „denn Gott segnete den siebenten Tag, heiligte ihn, weil Er an demselben geruhet hatte von allen seinen Werken." — Scheint Ihnen dieses nicht auch, mein Freund, die einzige und würdigste Ansicht der ersten Urkunde zu seyn? Zu welchem Endzweck wurde sie offenbaret, wenn nicht zu diesem? Ist sie nicht in jeder Hinsicht dem heiligen Urheber der Religion angemessen?

Diese einfache Vorstellung gewährt auch den Vortheil, daß dadurch alle Fragen, Zweifel und Einwürfe gegen die heilige Schrift verschwinden. Wir können dadurch aller mystischen Auslegungen, Hypothesen, oder gar kabalistischen Erklärungen überhoben seyn. — Wird sie aber verworfen, so müssen wir durchaus zu einer oder der andern Nebelgestalt unsre Zuflucht nehmen, welche weder den Verstand erleuchtet noch das Herz erwärmt. Die Schöpfung, oder die Entstehung der Welt gehört nun einmal zu den unerforschlichen Gegenständen, die ganz außer dem Kreise der menschlichen Erkenntniß liegen. Ist es also nicht Vermessenheit, vermittelst der uns nach dem Maaßstab unsrer Fähigkeiten mitgetheilten heiligen Urkunden, in diese Dunkelheit dringen zu wollen? Und ist nicht mit aller Wahrscheinlichkeit zu erwarten, daß der Untersucher mit nichts als unzusammenhängenden oder schwärmerischen Ideen aus diesen undurchdringlichen Tiefen zurückkehren werde? — Ueberdem verpflichtet sich der kühne Mann, der dieses Wagestück unternimmt, auf alle die Fragen zu antworten, die man mit Recht aufzuwerfen befugt ist. — Alle die Schriften, die seit Jahrhun-

derten, mit einem Aufwand von Scharfsinn und Gelehrsamkeit ihre Lösung versucht haben, sind ungenügend ausgefallen; keine giebt beruhigenden Aufschluß und kann ihn nicht geben. Lassen Sie, mein Freund, uns nur wenige dieser Fragen, die sich auf den ersten Anblick darbieten, berühren, um von der Schwierigkeit sie alle zu lösen, um so mehr überzeugt zu werden. —

Ob die heilige Urkunde die Weltschöpfung oder die Erdschöpfung, oder gar nur die Erdumwandlung zum Gegenstande habe, diese Frage sind die Erklärer so gut wie umgangen; wir wollen sie auch unberührt lassen. Offenbar spricht die Urkunde von der Weltschöpfung unter dem Ausdruck: Himmel nur im ersten Vers, und wendet sich gleich im zweiten zur Erde. In Beziehung auf diese schwimmen Sonne, Mond und Gestirne gleichsam in ihrem Luftkreis oder ihrer Atmosphäre. —

Die Frage: wo kam am ersten Tage das Licht her, da die Sonne erst am vierten Tage erschaffen worden? ist dadurch genügend beantwortet, daß man mit Recht behauptet, es sey außer ihr schon vom Schöpfer das Licht ins Dasein gerufen worden. Dieses ist ganz dem Text gemäß, denn das erste Wort, das die Gottheit in dem bekannten erhabenen Vers ausspricht, lautet: Gott sprach, es werde Licht, da ward Licht. — Allein die Redensart: es ward Abend, es ward Morgen, Ein Tag ist dadurch nicht erklärt; ohne die Existenz des Sonnengestirns kann diese nicht gebraucht werden. — Ein Commentator von unsren Religionsgenossen war freisinnig genug zu äußern: die Urkunde, welche die Schöpfungsgeschichte enthält, sey wohl älter als die Mosaischen Schriften. Moses habe sie zwar aufgenommen, allein sie wäre vielleicht als Tradition, als überlieferte Sage, vom Vater auf den Sohn vererbt gewesen. Unsre Urältern hätten daraus die Lehre von Gott und Schöpfung auf ihre Nachkommen verbreitet u. s. w. Diese Hypothese läßt sich hören. Nach dem Begriff, den wir von Adam, Seth,

Henoch und Noah u. a. uns bilden, dürften diese, als erleuchtete Männer, nicht ohne Kenntniß dieser Fundamental-Wahrheiten gewesen seyn; und überhaupt widerspricht diese Annahme unsrem heiligen Text nicht; denn nirgend wird gesagt, daß dem Moses zuerst diese Offenbarung mitgetheilt worden sey. — Dieses — fährt unser Commentator fort — würde auch die allgemeine Verbreitung dieser Lehren nach allen Weltenden, selbst die damit vermischten Fabeln und mythologischen Vorstellungen, erklären. Denn mitten unter den ungeheuren Märchen, welche die Cosmogonie fremder und entfernter Völker verunstalten, glänzt ein Schimmerlicht von Wahrheit durch, das nicht zu verkennen und nicht zu übersehen ist. — Allein, was die Annahme dieser Hypothese schwierig macht, ist die Heiligung des siebenten Tages zum Ruhetag. — Die Einsetzung der Sabbathfeier ist wahrscheinlich aus einer spätern Zeit, und mit den Gesetztafeln gleichzeitig, wo auch, freilich nur in dem ersten Exemplar der siebente Schöpfungstag, als Grund des Ruhetages für die Menschen angegeben wird. — Wäre die Urkunde aus so viel früherer Zeit, so würde die Verpflichtung allgemein gewesen, und nicht den Israeliten allein aufgelegt worden seyn. Nun finden wir aber in der Geschichte der Urväter gar keine Erwähnung von der Feier eines Ruhetages, und überhaupt keine sichere Spur, daß die Israeliten vor Moses eine Sabbathfeier gehabt hätten. Die Verbindlichkeit dazu wird vielmehr als ein Bund zwischen Gott und den Israeliten, und also als ein Gesetz vorgestellt, das zu ihrer besondern und eigenthümlichen Verfassung gehöre. —

Mit einem Wort, mein Freund, der redliche und bescheidne Forscher legt die Hand an den Mund und schweigt. Statt sich durch Spitzfündigkeiten den Gesichtspunkt zu verrücken — betet er demuthsvoll an. — Wir können die Räthsel der Weltregierung nicht auflösen, und umgeben von Wundern, die Geheimnisse der Entstehung

des Firmaments, so wie der Erde, nicht ergründen. Die Flügel unsres Geistes ermatten, und wir erliegen in Ohnmacht, wenn wir den Kreis überschreiten, den der Finger Gottes unsren Geistesfähigkeiten vorgezeichnet. Nur so viel leuchtet uns ein: der Mensch bedarf der Uebung des Verstandes, des Scharfsinns, so wie aller Seelenkräfte, um fortzuschreiten: das ist seine Bestimmung auf Erden. Aber selbst seine vergeblichen Versuche dienen zur Bereicherung seiner Kenntnisse. Er irrt oft lange im Labyrinth, bis er den geraden einfachen Weg entdeckt, der zur Wahrheit und zur Beruhigung führt. — Er ist am Ziel, wenn er die unübersteiglichen Schranken seines Geistes gewahr wird, sie als die Grenzpfäle erkennt, und anbetet und ruft: Herr! deine Wege sind unerforschlich. So viel Licht als wir auf dem Wege gebrauchen, den zu wallen wir hienieden bestimmt sind, ist uns gegeben; ein grösseres würde uns nur blenden und verwirren. Mit diesem Vertrauen zu der Weisheit und Güte unsres Gottes, nehmen wir die heiligen Urkunden aus der Hand der Vorsehung, und verehren sie. Sie enthalten die Quellen aller unsrer Erkenntnisse. — Ist die Menschheit im Laufe mehrerer Jahrtausende weiter gerückt; ist sie durch Beobachtung, Fleiß, Scharfsinn in die Tiefen der Geister- und Körperwelt weiter gedrungen als unsre Voraltern; hat sie die Grenzen ihrer Untersuchungen und Nachforschungen näher bestimmen gelernt: so kann dieses unsre Verehrung für die heilige Schrift nicht vermindern. Haben die Weisen späterer Zeit mit angestrengter Bemühung neue Beweise von der Allmacht, Größe, Unermeßlichkeit des Urhebers aller Wesen entdeckt; ist es ihnen gelungen, den Mehrtheil der kultivirten Menschheit bis zur unbestreitbaren Evidenz zu überzeugen, daß unser Erdkörper ein unbedeutender Punkt in dem System der Welten sey: so soll uns das nicht irren, daß die Mosaische Schöpfungsgeschichte davon schweigt, daß in ihr alles sich nur auf Erdschöpfung bezieht. — Dort ist freilich der ganze Him-

mel mit den unzählbaren Gestirnen blos als ein Prachtgewölbe, blos als eine Vorrathskammer von Regen für die winzige Erde aufgestellt — was thut das? Diese Kenntniß war für die Kinderwelt hinlänglich. — Es soll uns nicht irren, daß in jener Darstellung Sonne und Mond, als Lichter, oder als leuchtende Körper einzig und allein zur Erhellung und zum Nutzen eines unbedeutenden Punkts bestimmt sind, da wir doch überzeugende Beweise haben, daß der Mond an und für sich gar nicht leuchtet, und nur von der Sonne sein Licht empfängt. — Es soll für uns kein Einwurf gegen die Göttlichkeit jener Urkunde seyn, daß der Erdbildung fünf volle Tage und zur Erschaffung des übrigen unermeßlichen Weltalls und seiner unzählbaren Sonnensysteme nur Ein Tag gewidmet ist. — Wir werden vielmehr in dieser Offenbarung die Allgüte Gottes erkennen, die sich zu der Fassungskraft einer noch ungebildeten Welt herunterläßt, um sie zu belehren und zu weiteren Fortschritten fähig zu machen. Wir werden Gottes Allmacht bewundern, daß er dem Menschen die Fähigkeit gegeben, seine Geisteskräfte zu entwickeln, und aus eignem Vermögen Kenntnisse zu erwerben, welche ihn zum Bürger einer andren Welt reifer und fähiger machen. Dieser für ihn so geebnete Weg, wodurch er seine höhere Bildung sich selbst verdankt, vermehrt auf der einen Seite sein Verdienst, so wie es auf der andern seine Freude erhöhet. — —

Aus diesem Gesichtspunkt betrachtet, genügt dem Menschen nicht nur, was ihm geoffenbaret worden, sondern auch die Art und Weise, wie es geschehen ist. Sein Gemüth erhebt sich, wenn er in der ersten Urkunde die Geschichte seiner Erschaffung dargestellt findet — Er, auf der Stufenleiter der belebten irrdischen Wesen, der Erste und Ausgezeichnetste, krönt nicht allein das Schöpfungswerk, sondern er wird, ganz in dem Geist der Morgenländer, mit einer besondern Feierlichkeit, in die Welt

eingeführt, deren Statthalter zu seyn er bestimmt ist. — Wie bei der Wahl eines Landesfürsten, versammelt der Weltherr gleichsam erst einen weisen Senat, um, menschlicher Weise zu reden, mit demselben zu überlegen, wie dieser Erdengott, sein Lieblingsgeschöpf, den er wenig den Engeln — Elohim — nachsetzt, auszustatten sey. — Wie ist dieses alles den Begriffen einer Kinderwelt angemessen! wie getreu in dem Sinn eines Orientalen gebildet; wie einfach erhaben und kunstlos!

Was dieser Darstellung am mehrsten den Eingang in das menschliche Gemüth erschwert hat, liegt, wie es scheint, in der neu erfundenen und üblichen Kunstwörtersprache, die fast allen theologischen Schulen eigen ist. Es hat nicht wenig Irrthümer und Mißverständnisse veranlaßt, daß man alles in göttlich und menschlich, in heilig und profan, in Sprache des Verstandes und in Dichtersprache eingetheilt hat. — Die hebräische Sprache kennt diese Scheidewände, in dem Sinne, worin die abendländischen Sprachen sie nehmen, nicht und unterscheidet auch nicht so genau. Sehr natürlich. Je weiter die Geistesbildung fortschreitet, je schärfer sie die Verschiedenheiten bemerkt, je bestimmter sie die Ideen trennt, je mehr Zeichen sind erforderlich, um sie im Gedächtniß festzuhalten. Dadurch erlangt die Sprache Fülle und Reichthum. Je größer die Sammlung der Beobachtungen, besonders in der intellektuellen Welt wird, je freier die Unterschiede sind, die der Scharfsinn ergrübelt, je umfassender wird der Sprachschatz. Um ihn zu ordnen, werden Abtheilungen und Unterabtheilungen gemacht. Es entstehen aus Einer mehrere Sprachen: die gewöhnliche, die theologische, die metaphysische oder philosophische, die poetische u. s. w. Davon weiß die Urwelt nichts; wenigstens sind sich die Sprachbildner dessen nicht bewußt. Daher erscheint die Sprache der Morgenländer bilderreicher, sinnlicher, feuriger. Der Abendländer, der stetige Erfinder neuer, eigenthümlicher, feine

sinnliche Bilder erweckender Zeichen und Benennungen giebt den seinigen den Vorzug, und thut wohl daran, ihnen den Vorzug zu geben; denn je transcendenteller der Ausdruck, je weniger ist er der Mißdeutung unterworfen. So sagen wir z. B., die Natur hat diesen Baum hervorgebracht, wo der Hebräer in Ermangelung dieser abstrakten Benennung sagen muß: Gott hat den Baum gepflanzt. Wir sagen: Newton hat durch die Kraft seines Verstandes sehr wichtige Wahrheiten entdeckt; der Hebräer muß sagen: der Geist Gottes ruhete auf dem Kunstverständigen Bezallel. Er hat keinen andren Ausdruck dafür, und daher das Bedürfniß jede Veränderung, nicht bloß die in der geistigen Natur, unmittelbar der Gottheit zuzuschreiben. Jede Erfindung, jede schnelle unerwartete lebhafte Ideenverbindung, erhält, wenn sie bekannt wird, in der hebräischen Sprache den Charakter der göttlichen Eingebung. Die heiligen Urkunden liefern dazu die Beweise fast auf jeder Seite. Wem sind die Ausdrücke: ein Berg Gottes, ein Wind Gottes, ein Sohn Gottes, ein Mann Gottes, ein Geist Gottes unbekannt? Wie natürlich ist es daher, daß dem Leser, dem in den neueren Sprachen die abstrakten und philosophischen Bezeichnungen geläufig geworden sind, jene Benennungen, jene Ausdrücke, jene Redensarten, als Produkte der Einbildungskraft erscheinen, und wir werden sie, in Vergleichung mit den unsrigen, bald dichterisch, bald begeistert nennen, wenn sie es auch in der Wirklichkeit nicht sind. — Fern sey es also von uns, die Schöpfungsgeschichte so unrichtig zu beurtheilen. Sie ist weder zur Ergötzlichkeit erfunden, noch ein Dichtergemälde, noch eine Erzählung vorgetragen im poetischen Gewande. — Wenn sie manchem geistreichen Manne so erschienen ist, so liegt das in seiner Lage, in dem Gesichtspunkt, aus welchem er sie erblickt, in der Verschiedenheit des Kulturgrades, in welchem er gegen die Urwelt steht. Sie ist vielmehr eine treue Relation derjenigen Wahrheiten, die Moses in seiner

und seines Volks Sprache empfangen und den Israeliten mitgetheilt hat. Will man sie deswegen eine Erzählung, der poetischen Welt zugehörig, nennen, weil alle Erscheinungen in dem Jugendalter der Menschheit, in einer regeren, lebendigeren, feurigeren Gestalt aufgefaßt werden, so mag dies immerhin geschehen. Nur hüte man sich vor der Vorstellung: die Schöpfungsgeschichte sey etwa wie das Werk eines Dichters neuerer Zeit, der im Besitz mehrerer Idiome vorzüglich das bilderreiche wählt, um desto kräftiger und inniger auf das Gemüth des Zuhörers oder des Lesers zu wirken. Dieses ist dem Geist unsrer Religion durchaus zuwider, und es ist klar, daß der Streit über Verschiedenheit der Zeichen, des Tons und der Ansicht, wenn man sich gehörig verständigt, ein bloßer Wortstreit wird: in der Sache selbst ist man einig.

Anmerkung: Einem oder dem andern meiner jungen Leser dürften folgende Bemerkungen Veranlassung seyn, über die im Text berührte Materie weiter nachzudenken. Sie sind wahrscheinlich von Garve oder Eberhard. Beide geistvolle Schriftsteller haben solche Untersuchungen geliebt, und mit Scharfsinn behandelt. — Sie stehen in einem Lesefrüchte-Büchlein von 1781 verzeichnet. —

„Alle Sprachen kommen darin überein, daß die Wörter, welche jetzt unsinnliche Ideen bezeichnen, ursprünglich sinnliche bezeichnet haben; dieses kann nicht auffallen. — Zwei Umstände machten diesen Uebergang von dem Sinnlichen zum Unsinnlichen nothwendig. Der Erste das Bedürfniß des Redenden, der Andere das Bedürfniß des Hörenden. Man konnte keine Ideen ausdrücken, die man noch nicht hatte; und man hatte keine andere als sinnliche. Ferner: indem man jemand mit dem Namen eines Dinges bekannt machen wollte, mußte man das Ding selbst vor ihn hinstellen; und das konnte wieder nichts anderes als ein sinnlicher Gegenstand seyn.

Die Spuren dieses Verfahrens sind noch bis jetzt in ei-

einigen Ursprachen aufbehalten. Zu diesen gehört unstreitig die Deutsche. In ihr ist beides sichtbar; sowohl die sinnlichen Grundtheile der unsinnlichen Begriffe, als auch die angezeigte Mittheilungsart der Zeichen dieser Ideen. Grund, Schluß, Schließen u. s. w. mögen als Beispiele des ersten Theils, so wie Vorstellen (gleichsam vor den Hörenden hinstellen), Verstand (Vorstand), Begreifen (durch das Gefühl sich eine Idee von dem Gegenstande verschaffen), Begriff, Vernunft (von Vernehmen) zu Beispiele von dem andern Theile des ursprünglichen Verfahrens bei der Einführung der Tonsprache dienen.

Es hat gewiß eine beträchtliche Zeit gedauert, ehe man durch die Hülle des Sinnlichen zu dem Unsinnlichen, das dem Gegenstand anklebt, vorgedrungen ist. Indeß ist es offenbar, daß nach oft wiederholtem Anschauen des sinnlichen Gegenstandes endlich das Unsinnliche, das in ihm verborgen liegt, sich werde losgewunden und als besondere Idee vor dem Verstande dagestanden haben. — Es ist vielleicht überflüßig, Beispiele davon anzuführen, daß, wie sich die Begriffe entwickelt haben, die Wörter, die jetzt unsinnliche Ideen bezeichnen, anfangs sinnliche bezeichnet haben; und daß sie, nach einem natürlichen Gesetz der Einbildungskraft, auf jene sind übertragen worden, und zwar dergestalt, daß das Sinnliche, wenn es anfangs die Hauptidee war, durch den Gebrauch in den Rang der Nebenideen zurück gewichen ist. — Doch zur größern Deutlichkeit mag Folgendes dienen. — Das Wort Neigung bedeutete ursprünglich, die Abhängigkeit einer schiefliegenden Fläche; wer wird aber jetzt wohl Bedenken tragen zu schreiben: „dieser Mann ist von einer unüberwindlichen Neigung fortgerissen worden"? ungeachtet die Unüberwindlichkeit und das Fortreissen, der Neigung nach ihrer ersten sinnlichen Bedeutung nicht zukommt. Man wird leicht zugestehn, daß bei dem Lesen dieses Satzes nichts von einer schiefliegenden Fläche in der Vorstellung vorschwebt. — Die Seele, sobald sie durch die Gedankenreihe recht geleitet wird, beachtet nur das allgemeine Unsinnliche, was der körperliche und geistige Gegenstand gemein haben. In dem vorliegenden Falle, die physische Nothwendigkeit sich auf eine gewisse Art zu modificiren. Dieses geschieht in dem Geiste durch die Begeh-

rungskraft, in dem Körper durch die Bewegungskraft. In dem ersten, so wie er durch die Erwartung des Vergnügens, in dem andern, wie er durch seine Schwere bestimmt wird. — Dem Sprachgebrauche kommt hier die Materie mehrentheils zu Hülfe. Die Einbildungskraft wird durch das allgemeine Licht des Inhalts auf die Seite eines Begriffes leicht hingelenkt, den der Redende, oder der Schriftsteller will beachtet wissen. Man wird sich nicht einfallen lassen, bei dem Worte Neigung etwas andres als das Allgemeine zu denken, das auch den Bewegungen eines Geistes zukommen kann.

Dieses Erheben der sinnlichen Bedeutung zur unsinnlichen hat indessen seine mannigfaltigen Grade. In der einen Sprache ist es bereits mehr geschehen als in der andern; in den lebendigen weit mehr als in den todten. — Ein Wort wird alsdann ein eigentlicher Ausdruck, wenn in der philosophischen Sprache, das Allgemeine die Hauptidee, das Besondere aber eine unmerkliche Nebenidee werden wird. Daher kann durch die Gewohnheit, der Gebrauch eines Worts aufhören anstößig zu seyn, der es vormals gewesen ist. — Man hat den Ausdruck: sich auf Aussichten lehnen, an einem der korrektesten Schriftsteller getadelt; und es ist wahr, die Nebenideen von Aussichten und Lehnen zerstören die Harmonie des Satzes; hätte er statt Aussichten Hoffnungen gesetzt, würde man es vielleicht weniger auffallend gefunden haben. — Ein eigentlicher Ausdruck scheint also derjenige zu seyn, dessen Bedeutung eine Vorstellung ist, der der Ausdruck zum unmittelbaren Zeichen dient. — Augenscheinlich ist's also, daß die eigentliche Bedeutung eines Worts wandelbar ist. — Das Wort Handlungen hat ohne Zweifel ursprünglich Bewegungen und Verrichtungen der Hände bezeichnet; wem wird es aber wohl einfallen, dieses jetzt für die eigentliche Bedeutung des Worts zu halten, weil sie die etymologische und ursprüngliche ist? Bis auf Luthers Bibelübersetzung war die eigentliche Bedeutung des Worts Heiden, Völker überhaupt; jetzt ist sie Völker, die eine polytheistische Religion haben. Die Bedeutung der Worte werden bald weiter bald enger, doch mehr das erstere als das letztere."

6.

Mendelssohns Antwortschreiben an Charles Bonnet.

Vorwort.

Folgender Brief ist meines Wissens nirgends gedruckt, und also auch nicht bekannt worden. Vielleicht wird er selbst dem Literator willkommen seyn, weil er die Geschichte der Lavaterschen Uebereilung ergänzt, und einen neuen Stempel der Wahrheitsliebe auf den Charakter unsres Weltweisen drückt. — Zum Verständniß derjenigen meiner jungen Leser, die von dieser Angelegenheit zum erstenmal reden hören, wird Folgendes hinlänglich seyn. — Lavater hatte vor etwa 50 Jahren eine Schrift des, als Naturforscher und Philosophen rühmlichst bekannten, Bonnet aus dem Französischen übersetzt. Sie führte den Titel: „Untersuchung der Beweise für das Christenthum," Er eignete sie unsrem Mendelssohn mit einer gedruckten Zuschrift zu, worin er den Juden aufforderte, entweder die aufgestellten Beweise zu widerlegen, oder die Religion seiner Väter zu verlassen. Diesen Antrag nahm L., nach erfolgtem Briefwechsel mit dem Weisen, förmlich zurück; besonders da alle ehrwürdige und fromme Männer der damaligen Zeit die unüberlegte Zumuthung höchlich gemißbilligt hatten. Bonnet selbst wußte nichts davon, weil er sie sonst wahrscheinlich verhindert hätte. (S. Schr. M—s an Lavater. Berlin, bei Fr. Nicolai 1770.) In diesem Schreiben hatte der Angegriffene gesagt: a) Die mehrsten philosophischen Hypothesen des B. wären auf deutschem Grund und Boden erwachsen; b) Die allgemeinen Betrachtungen, die derselbe in seiner Schrift voraussetzt, wären nicht der gründlichste Theil seines Werks; und endlich c) Die mehresten Schlußsätze des christlichen

Weltweisen, scheinen so wenig aus den Vordersätzen zu folgen, daß er (Mendelssohn) sich getraute: welche Religion man wolle, mit denselben Gründen zu vertheidigen. Diese Behauptungen, besonders die letzte, hatte den Genfer Gelehrten verstimmt, und er schrieb einen, vermuthlich etwas empfindlichen Brief an M., worauf nachfolgender die Antwort ist. Bonnets Schreiben ist wahrscheinlich verloren gegangen. — M—s Antwort mag vielleicht keine Erörterung enthalten, die er nicht, wenn auch später, in seinen Schriften, vorzüglich in seinem gehaltreichen „Jerusalem," besser, deutlicher und eindringender entwickelt hat. Indessen möchten doch einige Punkte hier klärer beleuchtet seyn, zu welchen jene Schriften keine Gelegenheit darboten. Und in dieser Hinsicht dürfte der Brief dem Gelehrten, wäre es auch nur der Vollständigkeit wegen, nicht unwillkommen seyn. — Die Literatoren gleichen hierin den Kunstfreunden; auch diese nehmen Skizzen, Aetz- und Probedrucke in ihren Sammlungen auf, selbst wenn sie die ausgeführten Werke der Meister besitzen. Auch der Numismatiker verschmäht minder ausgeführte Kunstgebilde nicht, die einer merkwürdigen Epoche ihr Daseyn verdanken, wenn auch der Künstler in spätern Zeiten einem andern Werke desselben Gegenstandes mehr Vollendung und höhern Werth gegeben hat. — Das Haupterforderniß ist Aechtheit und Gleichzeitigkeit. — Für beides kann eingestanden werden, wenn es noch sonst einer Verbürgung bedürfte. — Für meine Religionsgenossen, denen der Brief vorzüglich gewidmet ist, enthält derselbe sehr wichtige Ideen, die zum Nachdenken vielen Stoff darbieten, und es wäre ein sehr betrübender Gedanke, wenn unsre jungen Männer an dergleichen Untersuchungen weder Freude noch Interesse mehr fänden.

Der Brief in Deutscher Sprache ist Urschrift; Bonnet bekam, wie zu vermuthen steht, eine Uebersetzung davon. Die Abschrift ist zwar nicht von Mendelssohns

eigner Hand, aber von ihm selbst theils verbessert, theils mit Zusätzen vermehrt, und hie und da verräth der Styl, daß der Verfasser dem Uebersetzer in die Hand gearbeitet hat.

D. F.

Mein Herr.

Die unangenehme Empfindung, die Sie von dem Vorfalle zwischen Herrn Lavater und mir gehabt, und die weise Bescheidenheit, mit welcher Sie sich in Ihrem Schreiben vom 12. dieses darüber äußern, hat mich bis zu Thränen gerührt. — Es ist seltsam, daß drei gute Menschen, die sich einander aufrichtig wohlwollen, mit dem besten Willen von der Welt, sich einander wechselsweise Verdruß machen müssen. — Was mich am meisten beschämte, war, daß Sie allein bei dem ganzen Vorgange sich nichts vorzuwerfen haben.

Der Diaconus zu Zürich hat seine Uebereilung so gut als eingestanden; aber auch ich bin nicht von aller Unbedachtsamkeit frei geblieben. — Die innern Kränkungen, welche ich über des Herrn Lavaters Zumuthung gelitten, ließen mich auch gegen Sie weniger Bescheidenheit äußern, als ich Ihren Verdiensten, und dem Bewußtseyn meiner Schwachheit schuldig bin. — Ich hatte mir die Lage der Sache nicht so vorgestellt, wie ich sie itzt finde. Der Uebersetzer, dachte ich, wird diesen seltsamen Schritt nicht ohne Vorwissen des Verfassers gethan haben; also ist die Aufforderung von dem Verfasser der Palingenesie gebilliget worden, also — bedenken Sie selbst, was sich aus dieser falschen Voraussetzung für Folgen ziehen lassen! — Ich wartete einige Monate, ob nicht etwa ein Wink von Seiten des vortrefflichen Palingenesisten mich eines Bessern belehren werde. — Erst zu

Ende des Decembers meldet mir Herr L., daß Sie seine Zueignungsschrift in der That mißbilligten. Allein damals war mein Schreiben an den Herrn Lavater schon herausgegeben, schon mehr als 13 Tage auf dem Wege nach Zürich.

Verzeihen Sie, weiser Menschenfreund! dem Diaconus zu Zürich, und dem Juden zu Berlin das unverschuldete Mißvergnügen, das wir Ihnen verursacht haben, und übergeben Sie das Vergangene der ewigen Vergessenheit.

Es ist unser aller nicht anständig, daß wir öffentlich wider einander auftreten, um dem müßigen Theil des Publicums einen Zeitvertreib, dem Einfältigen ein Aergerniß zu geben, und dem Verächter des Wahren und Guten ein boshaftes Vergnügen zu machen. Wenn wir die Masse unserer Erkenntniß zergliedern, so werden wir sicherlich in so vielen wichtigen Wahrheiten übereinstimmen, daß meines Erachtens wenig Individua von Einer Religion harmonischer denken können. Die wenigen Punkte, die uns etwa noch trennen, können der Glückseligkeit des menschlichen Geschlechts unbeschadet, noch Jahrhunderte lang unerörtert bleiben. Noch sind die Wahrheiten, die wir gemeinschaftlich erkennen, nicht ausgebreitet genug, daß wir der guten Sache von der Erörterung dieser streitigen Punkte großen Nutzen versprechen können. Sind mit diesen Sätzen die Benennungen von Christenthum und Judenthum verbunden? Was thut dieses? In unsern Ohren werden diese Namen nichts feindseligeres haben, als die Namen Cartesianer und Leibnitzianer. — In welcher glückseligen Welt würden wir leben, wenn alle Menschen die Wahrheiten annähmen und ausübten, die die besten Christen und die besten Juden gemein haben. Sie können sich leicht denken, daß ich bei solchen Gesinnungen nicht die beste Anlage zum Polemiker haben kann, und Sie, mein Herr, scheinen von der Natur zu diesem Amte nicht besser begünstiget zu seyn.

Ihre Sanftmuth und (erlauben Sie mir diese Ausdrücke) fast zu weit getriebene Bescheidenheit schicken sich für keinen geistlichen Athleten. — Ich halte den Diaconus zu Zürich für Wahrheitliebend genug, sich hierin von Ihnen belehren zu lassen. In diesem Falle ist unsre Streitsache geendigt, und sie hat für mich die unschätzbare Folge, daß ich dadurch mit einem der berühmtesten Weltweisen unsrer Zeit in Bekanntschaft und Briefwechsel gerathen bin.

Mein unvergeßlicher Freund Abbt, der Ihnen meinen Namen genannt hat, besaß ein wenig von der Eigenschaft, die Sie dem Herrn L. verweisen, und die an einem jungen Menschen von großen Hoffnungen lobenswerth, aber im Zügel zu halten ist. Enthusiastisch für das Gute und Schöne lobte er jede Spur davon aus der Fülle des Herzens, ohne zu bedenken, daß ein Lob desto weniger nützen und auch desto weniger gefallen kann, je uneingeschränkter es ist.

Ein Beweis davon ist seine Vorrede zu der Broschüre von meinen Schriften, *) die er unter Ihren Augen ins Französische übersetzt hat. Hingegen wurde der große Begriff, den er mir in seinen freundschaftlichen Briefen, von Ihrem Charakter sowohl als von Ihren Einsichten, beigebracht, durch die Consideration sur le corps organisées, die zu der Zeit herauskamen, vollkommen bestätiget; und seit der Zeit habe ich Ihre Schriften immer mit Vergnügen und Nutzen studirt.

In der Voraussetzung, daß Ihre Untersuchung dazu dienen sollte, andere Religionen zu widerlegen, konnte ich sie weder gründlich noch philosophisch finden.

In der That, man kann die Sätze glauben, die Sie dem Christenthum zuschreiben, und ein Jude oder Mahometaner seyn. — Alle die Lehren, die dem Christenthum eigen sind, und wodurch es sich von den übrigen Religionen, und selbst von der Religion der Vernunf

*) Die Briefe über die Empfindungen.

unterscheidet, haben Sie sorgfältig verschwiegen, aus der liebreichsten Absicht von der Welt, wie Sie sich erklären: um keiner Secte vor den Kopf zu stoßen. Dieses ließ mich die wahre Absicht, die Sie bei Ihrer Apologie gehabt, einigermaßen errathen, und ich habe mich's in meinem Schreiben an Herrn L. auch merken lassen. Allein die unglückliche Zueignungsschrift hatte mir einmal den wahren Gesichtspunkt verrückt; und ich erstaunte billig, daß man mir Lehren entgegensetzte, die von allen Religionen angenommen werden müssen, und das Christenthum nicht einmal von der Religion der Wilden (wenn sie eine haben), unterscheiden. In dieser Betrachtung hat mir jede Apologie, in welcher man sich auf die besondern Lehren des Christenthums einläßt, und solche mit der Vernunft übereinstimmig zu machen sucht, philosophischer und gründlicher scheinen müssen, als die Ihrige. Außer den theologischen Schriften des großen Leibnitz, in welchen die allersubtilste Metaphysik zur Vertheidigung des Christenthums angewendet wird, giebt es in Deutschland sehr viele Apologien von dieser Art, von welchen ich nur einen Canz, Baumgarten, Sack nennen will.

Allein in dem Lichte, in welchem ich nunmehr Ihre Schrift betrachte, da sie, wie Sie selbst sagen, nur dazu eingerichtet ist: die Ungläubigen in Ihrer eignen Kirche, die mit einer falschen Philosophie die Grundsätze ihres Glaubens bestreiten, auf bessere Gedanken zu bringen, muß ich mein Urtheil zurücknehmen.

Sie lassen mir übrigens vollkommene Gerechtigkeit wiederfahren, wenn Sie erkennen, daß ich durch die Worte:

> „die mehrsten philosophischen Hypothesen des Verfassers sind auf deutschem Grund und Boden erwachsen u. s. w."

die Absicht nicht gehabt, Sie eines Plagiats zu beschuldigen. Selbst die Besorgniß einer falschen Auslegung, d-

man, wie Sie zu sagen belieben, meinen Worten, wider meine Absicht, geben könnte, würde mich befremdet haben, wenn ich nicht von ungefähr vor einigen Tagen in deutschen gelehrten Zeitungen gelesen hätte, daß Ihnen von Jemanden dergleichen lieblose Beschuldigungen gemacht worden sind. Ich glaube, daß man in metaphysischen Dingen mit solchen Beschuldigungen nicht behutsam genug seyn könne. Neue Wahrheiten sind, wenn man will, in dieser Wissenschaft seit vielen Jahrhunderten nicht erfunden worden. Man hat von allen wichtigen Punkten, die untersucht zu werden verdienen, das Für und Wider schon so vielmal wechselsweise behauptet, daß, wer etwas ganz Neues sagen will, beinahe etwas Ungereimtes sagen muß. Ja, wie ein alter Weltweiser schon geklagt hat, soll das Ungereimte selbst bereits zu seiner Zeit von noch ältern Weltweisen erschöpft gewesen seyn. — Wo hat man nicht Leibnitzens Meinungen und Hypothesen gefunden oder finden wollen? Er selbst hat selten etwas behauptet, ohne es aus einer vielleicht übertriebenen Bescheidenheit irgend einem Alten zuzuschreiben. — — Ich kann meiner Seits die Hypothese von präordinirten Wunderwerken, mit den ausdrücklichsten Worten, in verschiedenen Stellen des Majemonides, und die von einem subtilen, organisirten, ätherischen Leibe, der in diesem groben Körper eingehüllt, und der eigentliche Sitz der Seele ist, in alten Kabbalisten zeigen, die Ihnen sogar dem Namen nach wahrscheinlicher Weise, unbekannt seyn werden. — Diese Letzteren nennen diese subtile Körper Rouach, Geist, zum Unterschiede von der Seele, Neschamah, und sprechen: der Geist sey ein Vehiculum der Seele u. s. w. — Allein, wer in metaphysischen Sachen, wie Sie mit dem größten Rechte von sich selbst bemerken, die Begriffe aufheitert, und die Wahrheit aus einem neuen Gesichtspunkte zeiget; wer sie mit andern richtigen Wahrheiten in Verbindung bringt, und dem planen Menschenverstande bis auf die subtilsten Speculationen

hinaufführt, dem kann meines Erachtens in dieser Wissenschaft das Verdienst der Erfindung nicht abgesprochen werden. — Ich bin weit von der Ungerechtigkeit entfernt gewesen, Ihnen dieses Verdienst streitig machen zu wollen, und erbiete mich, dieses bei der ersten Gelegenheit öffentlich zu erklären. Meine Absicht war blos, wie auch der Zusammenhang jedem vernünftigen Leser zeigen muß, dem Herrn L. zu sagen, daß die philosophischen Grundsätze, die er mir zu meiner Bekehrung anpreisen will, einem Deutschen nicht mehr neu sind, und daß nach dem Leibnitz die Monadisten alle, und vornemlich Hansch, Bülfinger, Canz, Baumgarten durch subtile Speculationen dahin gekommen sind, wohin der Palingenesist auf dem Wege der Beobachtung leitet, und daß ich, als ein Deutscher, meine Landesleute gelesen habe. Die gehässige Beschuldigung, deren Sie erwähnen, ist mir dabei so wenig in den Sinn gekommen, daß ich auch nicht daran gedacht habe, ihr zuvor zu kommen, oder sie abzulehnen. —

Ich habe mich noch über die Stelle in meinem Schreiben zu erklären, die Sie so sehr befremdet hat. Ich sage: „die Anwendung und der Gebrauch, den der Verf. „von den allgemeinen Betrachtungen zur Vertheidigung „seiner Religion macht, hat mir so unstatthaft, so will„kürlich geschienen, daß ich einen Bonnet beinahe ganz „darin verkannt hätte," und Sie scheinen geglaubt zu haben, ich nehme die Bescheidenheit, mit welcher Sie Ihre Schlüsse dem Leser vorlegen, für ein Merkmal der Ungewißheit. Ich fahre fort: „Seine mehrsten Schluß„sätze scheinen mir so wenig aus den Vordersätzen zu fol„gen, daß ich mich getrauen wollte, welche Religion „man will, mit denselben Gründen zu vertheidigen;" und Sie fragen: ob ich mich unterstünde, mit eben den Argumenten die Religion eines Mahomets oder Confucius zu vertheidigen? Ob ich etwa die Sendung Moses und die Göttlichkeit seiner Gesetze zu beweisen, andere

Gründe haben könnte, als diejenigen sind, deren Sie sich zum Behuf des Christenthums bedienten? — Ich werde mir die Freiheit nehmen, über diese Fragen mich etwas umständlich zu erklären. — Nach der Freimüthigkeit, die Sie von mir erwarten, muß ich Ihnen sagen, daß ich die Socratische Bescheidenheit, die mit der festen innerlichen Ueberzeugung die äußerlichen Merkmale der Schüchternheit verbindet, in Ihrer Schrift nicht verkannt habe und daß ich viel mehr von der Materie als von der Form Ihrer Argumentationen gesagt habe, daß sie mir willkürlich und schwankend scheinen. —

In so weit eine jede Offenbarung ein historisches Factum voraussetzt, kann ihre Wahrheit nicht anders als durch Ueberlieferung, Zeugnisse und Monumente dargethan werden. Hierin stimmen wir überein. Allein Sie, mein Herr, machen mit andern Apologisten des Christenthums die Wunderwerke zu untrüglichen Kennzeichen der Wahrheit, und glauben, sobald man glaubhafte Zeugnisse hat, daß ein Prophet Wunder gethan, so sey an seiner göttlichen Sendung nicht mehr zu zweifeln. Und nun beweisen Sie in der That durch eine sehr gesunde Logick, daß Wunderwerke nichts Unmögliches enthalten, und daß die Zeugnisse von Wunderwerken auch glaubwürdig seyn können. Diese Argumentation ist es, von der ich sage, daß man welche Religion man will dadurch vertheidigen könnte. In der That, mein Herr! glauben Sie denn nicht, daß wir (ich rede von meinen Glaubensbrüdern) auch Zeugnisse haben von unerhörten Wunderdingen, die lange nach den Zeiten Jesu von Nazareth von außerordentlichen Männern unsres Glaubens verrichtet worden sind? und diese Zeugnisse sind uns wenigstens so glaubhaft, so ehrwürdig als Ihnen die Ihrigen. Hier sind also Zeugnisse wider Zeugnisse.

Eine von meinen Glaubensgenossen selbst verfolgte jüdische Secte in Polen und an den Gränzen der Ukraine

will noch kürzlich Wunder gethan haben; und ich kenne ansehnliche, und so viel ich weiß, auch rechtschaffene Männer, die solche als Augenzeugen bestätigt haben. Ihre Widersacher und Verfolger selbst gestehen ihnen die Facta ein, schreiben sie aber, wie gewöhnlich, der Zauberei zu. — Alles dieses ist schwarz auf weiß gedruckt, und zwar nicht von dieser Secte selbst (wenigstens ist mir noch keine Schrift von ihr zu Gesichte gekommen), sondern von ihren Widersachern und Feinden, die sie als Zauberer und Verführer anklagen. — Niemand widerlegt diese Ankläger, und unsre Enkel, wenn sie diese Schriften zu sehen bekommen, müssen die Sache selbst als zugestanden annehmen, und, ich weiß selbst nicht was, daraus schließen, wenn auf Wunderwerke zu bauen ist. —

In dem erleuchteten Paris sollen, wie Sie und Ihr Uebersetzer mit Verwunderung selbst anführen, noch täglich außerordentliche Dinge geschehen, die, wenn wir das Factum eingestehen, nichts anders als Wunderwerke seyn können. Die Wahrheit der Thathandlungen selbst ist schon oft von ganzen Magistratsversammlungen mit Unterschrift und Siegel bekräftigt und beurkundet worden. Eine Menge von andern Zeugen nicht zu gedenken, die vor Gericht glaubwürdig gehalten werden müssen: was wollen wir dieser Religions-Parthei entgegensetzen? Wollen wir sagen, daß alle ihre Zeugen Betrüger oder Betrogene sind? Mit welchem Rechte? — Sie sagen in Ihrer Untersuchung, daß diese vorgegebenen Wunder keinen Glauben verdienen, weil es offenbar dem allerhöchsten Wesen unanständig sey, den Lauf der Natur um einer so unwichtigen Ursache willen zu unterbrechen, als die ist: ob in einem gewissen Buche gewisse Sätze enthalten oder nicht enthalten sind. Allein ich bitte um Verzeihung, wenn ich hier die strenge Billigkeit nicht finde, die der Palengenesist sonst seinen Gegnern selbst nicht zu versagen pflegt. Sie bedenken nicht (kann ein Schüler des Jansenismus sagen) daß diese Wunder, wenn sie zugege-

ben werden, zugleich indirekte Beweise von der Wahrheit der päbstlichen Religion und des Christenthums überhaupt, abgeben, und daß wir dadurch in den Stand gesetzt werden, alle übrige Secten und Meinungen der Menschen, ohne alle Widerrede und Gegeneinwendung, durch den Augenschein zu widerlegen: wie kann Ihnen diese Aussicht unwichtig scheinen? — Ist es dem allerhöchsten Wesen unanständig in unsren unglaubigen Zeiten die Wunder zu erneuern, wodurch es demselben vormals gefallen, den Glauben zu pflanzen? Ist es seiner unanständig, die Freigeister, die nicht glauben wollen, wenn sie nicht sehen, oder andere, die durch den Mißbrauch der Vernunft auf andere Abwege gerathen sind, durch die unläugbare Evidenz der Sinne zurück zu führen? Sobald aber die allerhöchste Weisheit für nöthig finden kann, Wunder geschehen zu lassen, so wird sie wahrscheinlicher Weise diejenige Religions-Parthei dazu ausersehen, die der Wahrheit auch in Nebendingen am nächsten kömmt. Gesetzt, der Umstand, wodurch sich diese besondere Secte von allen übrigen unterscheidet, schiene von keiner Erheblichkeit, so bedenke man, daß es der Weisheit Gottes doch ganz gewiß nicht anständig sey, eine Unwahrheit zu begünstigen, sie möge wichtig oder unwichtig seyn. Wenn sie daher aus andern wichtigen Absichten Wunder geschehen lassen will; so kann sie solche nirgend anders als bei der Secte geschehen lassen, die in allem die Wahrheit für sich hat. — Man wird im alten und neuen Testament manche Wundergeschichte finden, die eine sehr geringfügige Veranlassung gehabt; allein der Endzweck, der indirekte dadurch erhalten werden sollte, war immer groß und dem allerhöchsten Wesen anständig. Auf eine ähnliche Weise kann Gott in unsren Tagen Wunder verrichten lassen, um unmittelbar eine, wenn man will, unwichtige Lehre zu bekräftigen, um mittelbar und indirekte aber alle Irrgläubigen und Unglaubigen in den Schooß der Kirche zurück zu führen u. s. w.

Ich wiederhole also meine Frage: was können wir diesen Leuten entgegensetzen, wenn wir unsren Glauben auf Wunder oder gar auf eine Tradition von Wundern bauen wollen?

Ob ich mich unterstünde, die Religion des Mahomets oder des Confucius durch dieselben Gründe zu vertheidigen? — Vom Confucius ist mir nicht bekannt, daß er Wunder gethan zu haben vorgegeben hätte, und seine Sittenlehre bedarf meiner Vertheidigung nicht. Aber wenn Mahomet sich herabgelassen, wie er sich ausdrückt, Wunder zu thun, und die Muselmänner die Zeugnisse davon durch Tradition und Monumente fortpflanzen, wodurch wollen wir sie widerlegen? Wollen wir ihre ersten Zeugnisse oder die Fortpflanzung derselben verdächtig machen, so steht ihnen der Weg der Retorsion offen. Es ist schwer, unendlich schwer, in dieser Sache sich auf seine eigne Unpartheilichkeit zu verlassen; und wie können wir verlangen, daß andere uns, die wir Parthei sind, zugleich als Richter erkennen sollen? — Die Wunder der Christen, Juden und Mahometaner widersprechen sich einander. In jeder Religion selbst widersprechen sich die Wunder, die verschiedene Secten wollen aufzuweisen haben. Wo sind die Merkmale, wodurch wir in einer so wichtigen Sache Wahrheit und Irrthum unterscheiden können?

Ich finde von der andern Seite, daß zu der Zeit des alten Glaubens, Wunderwerke für keinen untrüglichen Beweis von der göttlichen Sendung eines Propheten gehalten worden sind. Auch falsche Propheten sollen haben Wunder thun können. Ob durch Zauberei? geheime Künste? oder vielleicht durch einen Mißbrauch der ihnen zu besserem Gebrauche verliehenen außerordentlichen Kräfte und Gaben? getraue ich mich nicht zu entscheiden. Genug, daß die Gabe Wunder zu thun für kein untrügliches Merkmal der Wahrhaftigkeit gehalten worden ist. Der Gesetzgeber der Juden erklärt sich darüber mit

deutlichen Worten (Deuteron C. 13, 2. 3. 4.) und Jesus von Nazareth spricht eben so ausdrücklich, vielleicht noch entschiedener von der Unzuverlässigkeit der Wunderwerke. Es werden falsche Christi und falsche Propheten aufstehen, und große Zeichen und Wunder thun, daß verführet werden u. s. w. (Matth. 24. 24.)

Wenn also diese beiden Gesetzlehrer sagen: daß auch falsche Propheten Wunder thun können, so begreife ich nicht, wie ihre Nachfolger und Vertheidiger wider die klaren Worte der Schrift, Wunderwerke für eine untrügliche Quelle der Ueberlieferung ausgeben können?

Mit der Sendung Moses hat es eine andere Bewandniß. Diese gründet sich nicht bloß auf Wunderwerke, denn ich wiederhole es: Wunderwerke sind trüglich und von Moses selbst als trüglich angegeben worden. Sie steht vielmehr auf einem weit sichereren Grunde. Die gesammte Nation selbst, an welche die Sendung gerichtet war, hat die große göttliche Erscheinung mit Augen gesehen, und mit ihren Ohren gehört, wie Gott Moses zu seinem Gesandten und Dollmetscher eingesetzt hat. — Die Israeliten waren also sämmtlich Augen- und Ohren-Zeugen von dem göttlichen Berufe dieses Propheten, und sie bedurften weder eines ferneren Zeugnisses noch Beweises. Daher es auch heißt: (Exod. 199.) Und der Herr sprach zu Mose: Ich werde mich in einer dicken Wolke dir offenbaren, damit die Nation es höre, wenn ich mit dir rede; so werden sie auch an dir immer glauben; und an einem andern Orte (ibid. 3, 12.): Dieses diene dir zum Beweise, daß ich dich gesendet habe, wenn du das Volk aus Egypten geführt haben wirst, sollt ihr auf diesem Berge Gott anbeten.

Die öffentliche Gesetzgebung war also der stärkste Beweis von der Sendung Moses, der alle Zweifel und Ungewißheit, welche durch Wunderwerke nicht gehoben werden können, unmöglich machte. Es ist wahr, Mo-

ses hat sehr große Wunder gethan, allein nach der Gesetzgebung, nicht mehr als Beweise von der Wahrheit seiner Sendung, sondern so oft es die Umstände und die Bedürfnisse der Nation erforderten. Er berief sich aber allezeit mehr auf die göttliche Erscheinung, als auf seine Wunderthaten, wenn er der Nation ihren Unglauben verweisen wollte.

Die Israeliten sind ferner zwar von Gott durch Moses auch angewiesen worden, einem Propheten, der Wunder thun würde, zu gehorchen, wenn er ihnen die Befehle Gottes verkündiget. Allein, dieses ist nach unsren Religionsgesetzen ein bloß positives Gebot, so wie das Gesetz befiehlt, auf den Aussagen zweier Zeugen in Rechtsfällen zu entscheiden. Die Aussage zweier Zeugen ist nicht untrüglich, die Beweise, die von Wunderwerken hergenommen werden, sind es eben so wenig; allein das positive Gesetz muß in solchen Fällen tranchiren und unserm Zweifel Gränzen setzen, damit wir in vorkommenden Fällen eine unveränderliche Richtschnur haben, die nicht der Willkühr eines jeden überlassen, sondern durch das Gesetz bestimmt ist. Der Glaube durch Wunderwerke gründet sich, unsren Religionslehren zufolge, bloß auf das Gesetz, nicht auf die Natur der Ueberzeugung; wer sich also auf Wunderwerke beruft, muß das Gesetz zum Grunde legen, das diesen Glauben verordnet. Will man aber durch logische Gründe uns die Wunderwerke, als ein untrügliches Kennzeichen der Wahrheit aufdringen; will man sogar auf das unumschränkte Zutrauen zu der Beweiseskraft der Wunderwerke, unser Gesetz aufheben, und ein Neues an die Stelle setzen, so fallen wir mit Recht in Unglauben zurück. Wir halten die Wunderwerke, deren sich so viele Religionen und Völker rühmen, gegen einander, setzen einer jeden alle übrigen entgegen, und versagen allen unsren Beifall.

Dieses sind ungefähr die Gedanken, die ich im Sinne gehabt, als ich gesagt: ich wollte mich getrauen, welche

Religion man will, durch eben dieselbe Argumentation zu vertheidigen. Sie sehen, daß sie sich nicht weniger auf den falschen Gesichtspunkt beziehen, aus welchem mich Ihr Uebersetzer das Werk betrachten lassen. Ich kann also keinen andern Gebrauch davon machen, als in einer Vertheidigung gegen Herr L., wenn diese unvermeidlich seyn sollte. Sobald ich indessen das Vergnügen haben werde, das Exemplar der Palengenesie zu erhalten, womit Sie mich beehren, so werde ich sie mit großer Begierde nochmals in der Urschrift lesen, wo mich weder die Zueignungsschrift noch die Noten des Uebersetzers verhindern werden, den rechten Gesichtspunkt zu treffen. Und gesetzt, wir könnten am Ende über einige in Ihrer Untersuchung enthaltene Betrachtungen nicht zusammen kommen, so kenne ich Ihre unverkennbaren Verdienste aus andern philosophischen Werken zu sehr, um jemals aufzuhören, Ihr fleißiger Leser und Bewunderer zu seyn.

Mit unaussprechlicher Freude nehme ich übrigens Ihre Freundschaft an, die Sie mir so großmüthig anbieten. Sie ist das köstlichste Geschenk, das ein Sterblicher mir machen kann; und ich darf Ihnen, ohne Ihrer Bescheidenheit zu nahe zu treten, nicht ausdrücken, wie sehr ich Ihnen für diese Großmuth verbunden bin. Habe ich bisher dem Herrn L. den Verdruß aufrichtig vergeben, den er mir verursacht hat, so muß ich ihm nunmehr den verbindlichsten Dank dafür wissen; denn seine Uebereilung hat mich so glücklich gemacht, mich den Freund eines Bonnets nennen zu dürfen. Ich werde mir Mühe geben, mich täglich dieser Benennung würdiger zu machen, und wünsche nichts so sehr als eine Gelegenheit, die vollkommenste Hochachtung und aufrichtige Freundschaft zu zeigen, mit welcher ich die Ehre habe zu seyn u. s. w.

Berlin im Jahre 1770.

(Das nähere Datum fehlt.)

Moses Mendelssohn.

7.
Schreiben von Mendelssohn
am 20. August 1770.
Während seines Streits mit Lavater, *)

Mein Herr.

Ich antworte Ihnen in deutscher Sprache, weil ich das Französische zwar lese und verstehe, aber nicht schreibe. — Da Ihnen diese Sprache geläufig zu seyn scheint, so belieben Sie nur immer fortzufahren sich ihrer zu bedienen, wenn Sie mir ferner das Vergnügen Ihrer Zuschrift gönnen wollen.

Von dem Vorfalle mit Herrn Lavater habe ich den Vortheil gehabt, einige gar gute Menschen kennen zu lernen, und mit ihnen in eine freundschaftliche Verbindung gekommen zu seyn.

Sieht man bloß auf das, was öffentlich gesagt, geschrieben und gedacht wird, so möchte man — in trüben Stunden — über den langsamen Fortgang der Vernunft und die noch immer fortwährende Verschiedenheit der Urtheile und Meinungen derjenigen Menschen, die für die vernünftigsten gehalten werden, beinahe ungeduldig werden und alle Hoffnung aufgeben.

Wenn wir aber durch einen glücklichen Zufall das Zutrauen der guten Menschen gewinnen, so werden wir mit Vergnügen gewahr, daß die Uebereinstimmung unter ihnen größer sey, als man glauben sollte; und daß bei allem äußerlichen Dissentiren, die Guten aus allen Weltgegenden und Religionen sich einander ähnlich sind.

Ich habe bei dieser Gelegenheit sehr alberne Privat=

*) Die Aechtheit dieses Briefes ist unbezweifelt, wie denn auch Styl und Gesinnungen es bekunden; aber an wen er gerichtet gewesen, ist nicht auszumitteln; der sel. Nicolai glaubte an einen gewissen Grafen von Lynar. Er ist irgendwo schon gedruckt, ohne daß anzugeben ist: wo und wann?

D. F.

schriften erhalten, aber auch einige von dem Werthe der Ihrigen, die mir unschätzbar sind.

Erlauben Sie mir aber auch, daß ich mich über Einen Punkt in Ihrem Briefe ein wenig beschweren darf. Sie scheinen mir es als etwas ganz außerordentliches anzurechnen, daß ich, ein Jude, von der Religion Jesu mit Hochachtung spreche, die Christen nicht hasse, ihnen keine Injurien sage u. s. w. Sie müssen also sehr wenigen von meinen Religionsgenossen diese Bescheidenheit zutrauen. — Lassen Sie uns aber auch Gerechtigkeit wiederfahren? —

Aben-Esra hat nur einige flüchtige Anmerkungen, die die christliche Religion angehen; Majmonides hat, so viel ich weiß, niemals wider dieselbe geschrieben. Orobio *) that es, aber gewiß mit einer Mäßigung, die ihm zur Ehre gereichen muß. — Weltweiser mag er

*) Orobio, ein Zeitverwandter von Spinoza, gegen den er auch geschrieben hat, starb 1687 in Amsterdam als Jude. Er war in Spanien von heimlichen Israeliten geboren. Nachdem er lange in den Gefängnissen der Inquisition gesessen und die heftigsten Torturen erlitten hatte, entwich er und ging öffentlich zur väterlichen Religion über. Seine Schicksale sind sehr merkwürdig. Mit Philipp v. Limborch hatte er öffentliche Unterredungen, die dieser unter dem Titel: Philippi a Limborch amica collatio cum erudito Judaeo, gedruckt zu Tergow 1687 in 4., nachmals neu aufgelegt in Basel 1740 in 8., bekannt machte. Er soll außerdem vier in spanischer Sprache verfaßte Schriften hinterlassen haben, die ungedruckt geblieben sind, und folgenden Titel führen:
Obras del Doctor Yshac Orobio de Castro, aliàs Don Baltazar Cathedratico de Metaphisica y Medecina en las Universidades de Alcala y sevilla, Medico de la Camara del Duca di Medinaceli, y de la Familia de Borgogna del Rey Philippi Quarto, Professor Publico del Rey de Francia en la y insigne Ciudad de Tolosa, y su Conseyero Mayor.
Was dem Herausgeber von ihm bekannt worden, ist eine ins Französische übersetzte Schrift von ihm, durch einen andren Israeliten, Namens Henriquez, unter dem Titel: Israel vengé (London 1770), die sehr anziehend ist, und das Urtheil Mendelssohns hinlänglich rechtfertigt. — S. Hist. des Juifs par Mr. Basnage, Tome 9me p. 1047, seq.

so wenig gewesen seyn, als sein freundschaftlicher Gegner Limborch.

Wer die Schriftstellen besser auszulegen gewußt, wollen wir für diesmal ausgestellt seyn lassen. — Aber mit mehrerer Wahrheitsliebe scheint mir Orobio zu Werke gegangen zu seyn. Man darf nur die Vorrede des Limborch lesen. — Diese Herren kommen niemals zum Streite, um zu untersuchen, sondern um Recht zu behalten.

Ich unterschreibe willig und von ganzem Herzen das Gute, was Sie von der Sittenlehre des Neuen-Testaments sagen. Ich glaub' es gar gerne, daß Jesus vieles von dem nicht gelehrt, was die christlichen Rabbinen so viele Jahrhunderte in seinem Namen gepredigt, und warum sie so häufig gewürgt haben, und sich haben würgen lassen. —

Ein Christenthum, wie das Ihrige, mein Herr, würde unsere Erde in ein Paradies verwandeln, wenn es allgemein angenommen werden sollte. Und wer wird bei einer so wichtigen Sache sich bei einem Worte aufhalten? Soll man die reinste Sittenlehre: Christenthum nennen? Warum nicht, wenn dieser Name Nutzen bringen kann? Aber dies Christenthum ist wahrlich eine unsichtbare Kirche, die zum Theil aus Juden, Mahometanern und Chinesern besteht, und wohin vornemlich Griechen und Römer zu rechnen sind. — Es ist höchst sonderbar, daß unsre Urtheile so übel zusammenhängen. — In der Geschichte sind Griechen und Römer unsre Bewunderung, und wir müssen, in Vergleichung mit ihrer Tugend, uns selbst verachten. Wenn wir aber in compendiis den Lohn der Tugend austheilen, die Seligkeit nämlich, so wird an Heiden gar nicht gedacht, oder sie werden schnöde abgewiesen. —

Ihre Frage: warum ich keine Proselyten zu machen suche? hat mich ein wenig befremdet. Die Pflicht, zu bekehren, ist offenbar eine Folge aus dem Grundsatze,

daß außerhalb der Kirche des Bekehrenden keine Seligkeit zu hoffen sey. — Da ich, als Jude, nicht nöthig habe diesen Satz anzunehmen, indem, nach der von mir *) angeführten Lehre der Rabbinen, die Tugendhaften eines jeden andern Glaubens gar wohl selig werden können, so fällt der Grund zur Bekehrung weg, und ich bin vielmehr verbunden, eine jede Religion, die eine gute moralische Seite hat, öffentlich nicht zu bestreiten. — La Religion, sagen Sie, est le culte de dieu. Ja! aber es giebt, wie jedermann weiß, einen innerlichen und äußerlichen Gottesdienst, welche wohl unterschieden werden müssen. Der innerliche Gottesdienst der Juden hat keine andere Vorschriften, als die Vorschriften der natürlichen Religion. Diese sind wir allerdings verbunden auszubreiten, und so viel in meinem Vermögen steht, suche ich diese Pflicht zu erfüllen. Diese Pflicht nicht zu erkennen, wäre die äußerste Lieblosigkeit; wiewohl sie auch ihre Gränzen hat, und zuweilen ihre Einschränkung leidet.

Hingegen ist unser äußerlicher Gottesdienst gar nicht bestimmt, ausgebreitet zu werden, weil er Vorschriften enthält, die an Personen, Zeiten und Umstände gebunden sind. Wir glauben zwar, unsre Religion sey die beste, weil wir sie für göttlich halten; aber daraus folgt nicht, daß sie schlechterdings die Beste sey. Sie ist die Beste für uns und unsre Nachkommen, die Beste für gewisse Zeiten und Umstände, und unter gewissen Bedingungen. —

Welcher äußerlicher Gottesdienst für andere Völker der beste sey, hat Gott ihnen vielleicht gleichfalls durch Propheten bekannt gemacht, oder vielleicht ihrer Vernunft auszumachen überlassen.

Ich weiß hievon nichts, und kann hierüber nichts bestimmen; aber so viel weiß ich, daß kein äußerlicher Gottesdienst allgemein seyn könne, und daß ich die Reli-

*) nämlich in seinem Schreiben an Lavater.

gion meiner Väter über ihre Gränzen ausdehne, wenn ich Proselyten zu machen suche.

Noch eins weiß ich, daß ich alle Freunde der Tugend und Weisheit aufrichtig liebe, und daß ich Sie mein Herr, von ganzem Herzen verehre, wenn Sie in der That so sind, wie Sie mir in Ihrem Briefe scheinen.

Moses Mendelssohn.

8.

Stammbuch-Inschriften.

Die Stammbücher sind eine alte Erfindung und schon vor der Reformation im Gebrauch gewesen. Vermuthlich waren es zuerst Studirende und zuletzt Reisende, die dadurch sich eine dauernde Erinnerung von Lehrern und berühmten Männern, die sie kennen lernten, verschaffen wollten, und noch jetzt macht eine Namensunterschrift eines ausgezeichneten Mannes, besonders von alten Zeiten, einen ungemein angenehmen Eindruck. Als die schöne Sitte noch im Flor war, und nicht zur Mode heruntersank, trugen die Sprüche der Gelehrten, wenn sie auch nicht von eigner Erfindung, und also von andern Weisen entlehnt waren, das Gepräge ihrer Gesinnungen und derjenigen Ideen, die vorzüglich ihr Gemüth interessirten und sie beschäftigten. — —

Die erste der folgenden Inschriften, wurde von unsrem Weltweisen besonders geistreichen Jünglingen zu Theil. Sie ist sehr bekannt. — Die höchst ehrenwerthe, nunmehr 25 Jahr fortdauernde und in Berlin gestiftete „Gesellschaft der Freunde" hat sie sehr sinnvoll zum Epigraph ihrer Statuten gewählt. Sie lautet folgendergestalt:

Bestimmung des Menschen.
Nach Wahrheit forschen,
Schönheit lieben,
Gutes wollen,
Das Beste thun.

Welch ein Thema zur Unterhaltung, welch ein reichhaltiger Text zum Nachdenken, für den Studirenden und den Reisenden, für den Jüngling und für den Mann!

Das erste Stammbuch, das diese Inschrift zierte, gehörte einem Herrn v. H. (v. Hagen?) In dem seines Bruders schrieb der Weltweise folgende:

Die Staatskunst spricht:
Wer einen Gott erkennt, der muß geduldet werden;
Die Religion lehrt:
Wer ihn nicht dulden will, erkennet keinen Gott.

Wer bemerkt nicht, daß solche Gedanken des edlen Mannes Lieblingsideen waren, die ihn stets beschäftigten und endlich so geläufig wurden, daß er sie glücklich ausdrückte, und gern auf fruchtbaren Boden ausstreuete. —

9.

Weltklugheit eines weisen Mannes.

Eine Anekdote aus dem Leben Moses Mendelssohns.

In den Sechziger Jahren des verflossenen Jahrhunderts befand sich ein Talmudist, aus Böhmen gebürtig, B—z, als Hauslehrer bei einem reichen Jüdischen Fabrikanten in Berlin. Außer dem Studium des Talmuds, hatte er sich auch gründliche Kenntniß der hebräischen Sprache erworben; vorzüglich las er gern die alten philosophischen Schriften des Maimonides, Bachai u. a. m., die, da sie größtentheils aus dem Arabischen übersetzt sind, sehr

schwierige und dunkle Stellen enthalten. Dies brachte ihn in Verbindung mit Moses Mendelssohn, der allein im Stande war, ihn hierin zu belehren, und die Dunkelheiten aufzuhellen. B—z war ein dankbarer Schüler, und Mendelssohns großer Verehrer.

Nach mehrern Jahren ging er nach P—g, wahrscheinlich seiner Vaterstadt, ließ sich da häuslich nieder, nährte sich vom Geldwechseln und bezog die Leipziger Messen. Dabei blieb er den Wissenschaften ergeben; denn er fuhr fort mit M. einen gelehrten Briefwechsel in hebräischer Sprache zu unterhalten. Der deutschen Sprache war er wohl nicht mächtig genug, obschon er Haller und Lessing *) gelesen hatte. — Im Jahre 1778 gerieth er, vermuthlich in Leipzig, in einen bösen Handel, ward eines wichtigen Diebstahls, oder wenigstens einer Diebeshehlerei verdächtig, und nach P—a auf die Festung gebracht, wo er über zehn Monate in Fesseln und Banden saß. Er schien dort ganz vergessen zu seyn, denn es erfolgte weder Verhör noch Urtheil. **)

Endlich gelang es dem Elenden, aus dem Kerker einen Brief an seinen Lehrer und Gönner nach Berlin zu schaffen, worin er sein Mißgeschick in orientalischem Styl, doch auch in diesem wohl nicht übertrieben, schilderte, und um Mendelssohns Fürsprache und Unterstützung flehete. — Was konnte aber der Weise für einen Unglücklichen thun, dessen Schuld oder Unschuld ihm gänzlich unbekannt war? Wie sollte er ihm in einer entfernten Stadt dienen, woselbst keiner seiner Glaubensgenossen wohnte, ja wo sogar kein Jude übernachten darf? Ein Fürschreiben an den Magistrat würde auch wenig gefruchtet haben, beson-

*) Diese beiden Schriftsteller waren vorzüglich die Lieblinge der Juden, die damals anfingen der Lektüre Geschmack abzugewinnen.

**) Dies muß nicht unwahrscheinlich, oder gar unglaublich scheinen, da der Staatsminister v. Arnim in seiner bekannten Schrift ein Beispiel aus Frankfurt an der Oder anführt, daß ein Polnischer Jude allda nach vielen Jahren im Gefängniß starb, der nie verhört worden war.

ders da M. Mendelssohn weder das Verbrechen, noch den Grad des Verdachtes kannte.

Es gelang indeß dem weltklugen Weisen, den Unglücklichen auf folgende Weise zu befreien. Er antwortete dem Gefangenen diesmal in deutscher Sprache, und schickte ihm den Brief unmittelbar mit der Post zu. Der Brief lautete wörtlich also:

„Mein Herr.

„Ich habe Ihr Schreiben richtig erhalten. Da ich „Ihre Denkungsart kenne, so zweifle ich nicht, daß Sie „gerechte Sache haben, ob ich gleich nicht weiß, was „Ihnen eigentlich Schuld gegeben wird. Freilich wird „am Ende die Unschuld an den Tag kommen, und Recht „doch Recht bleiben müssen. Die Gerechtigkeit thut zwar „zur Rettung der Unschuld nur sehr langsame Schritte, „aber, wir wollen hoffen, desto sicherere. – Da Sie übri„gens Ihr Trübsal mit so viel Ergebung in den göttli„chen Willen ertragen; so hoffe ich zu dem Gott unsrer „Väter, daß der Vorfall auch für Ihre arme bedaurens„werthe Familie so unglücklich nicht seyn wird, als es „itzt scheint. Was ich nur immer beitragen kann, der„selben hartes Schicksal zu erleichtern, werde ich gewiß „mit Vergnügen thun."

„Von der Stelle im Buch Kosri *) Abschn. 4, §. 1.) „die Sie berühren **) glaube ich, daß sie weder Aus-

*) Der Kosri ist ein philosophisches Werk in Gesprächen. Der Verfasser Jehuda Levi war ein Spanier in Granada, und schrieb es in Arabischer Sprache, nach Einigen im J. 1090, nach Andern, 1140. Es giebt davon zwei hebräische Uebersetzungen, wovon die Eine mir bekannte von Rabbi Jehuda aben Tibon vom J. 1166 ist. Von zwei ältern Ausgaben, 1547 und 1594, besitze ich die zweite (Venedig, bei Juan Dugara 1594) mit dem Kommentar des Rabbi Jehuda Muscata, unter dem Titel: Kol Jehuda. Man s. Wolfii Biblioth. Hebr. T. 1. pag. 449. und T. 2. pag. 322; ingleichen Burtorf's Vorrede zu seiner lateinischen Uebersetzung dieses Buches, Basel 1660.

**) Daß V–z unsrem Weise die Frage aus dem Gefängnisse vorgelegt habe, läßt sich nicht gut denken. Wie hätte

„cata (in seinem Kommentar Kol Jehuda), noch Bux„torf, richtig erklärt haben. Die Schwierigkeit liegt in „den philosophischen Kunstwörtern, die der Uebersetzer „buchstäblich übertragen hat, ohne für ihre Verständlich„keit zu sorgen. Hier ist meine Erklärung von dieser „Stelle *)... — Ich halte es für unnöthig, die Erklä„rung der Redensarten ... die S. 264 folg. vorkommen, „und von Muscata sehr weitläuftig erörtert werden, hin„zu zu fügen, da ich weiß, daß Sie ein denkender Kopf „sind, und gleichsam nur einen Wink nöthig haben, um „den Weg der Wahrheit nicht zu verfehlen."

„Ich wünsche von Herzen, daß Sie bald befreiet „werden mögen, und verharre mit vieler Theilnehmung „an Ihren Leiden,

Berlin, den Ersten Sebat 5534. (d. i. Februar 1774.)

Ihr
ergebenster Diener
Moses Mendelssohn."

Der Brief kam richtig an und that seine volle Wirkung. Er ward von dem Magistrat, wie zu erwarten stand, erbrochen, und bewirkte auf der Stelle die Entfesselung des Verhafteten, bald darauf Verhör und endlich völlige Freilassung.

Dieser Brief, mit hebräischen Lettern, steht gedruckt in einer kleinen Sammlung, die B—z (ohne Nennung seines Namens) herausgegeben hat, unter dem Titel: „Briefe von dem berühmten Moses Mendelssohn . . . :" verlegt bei Anton Schmid, K. K. privilegirtem hebräischen Buchdrucker. Wien, 1794. Die Sammlung ist vermuthlich selbst seinen Mitbrüdern ziemlich unbekannt geblieben. Der Herausgeber lebt,

der in der Festung zu P—a in Fesseln sitzende Mann den Kosri, oder auch nur die Lust zu einer solchen Untersuchung, bekommen? Möglich, daß er die Belehrung in einem frühern Briefe verlangte. Aber auch möglich, und wohl noch wahrscheinlicher, daß Moses aus eignem Antriebe die schwierige Stelle aufsuchte, um sie als literarisches Vehikel zu dem Brief zu gebrauchen.

*) Ich lasse diese Stelle, die eine gelehrte Nebensache betrifft, hier lieber weg.

wie ich unlängst gehört habe, noch, ist itzt des Lichts der Augen beraubt, und vermuthlich nicht in den besten Umständen. Um so angenehmer wird es dem Leser seyn, der diese Anekdote anziehend findet, die Wirkung des Mendelssohnschen Briefes mit den Worten des leidenden B—z erzählen zu hören. Ich übersetze diese Stelle getreu.

„Aus der Bedrängniß rief ich Mendelssohn an, er „antwortete mir frei und offen vor den Augen der Räthe „der Stadt und ihrer Bewohner. Seinem Scharfblick „entging es nicht, daß diese den Brief eröffnen und lesen „würden. Dadurch erlangte ich einen großen Werth in „ihren Augen. Wirklich kamen sie auch sogleich, den „Brief in der Hand, zu mir, um mich zu besuchen „und zu trösten. Sie entschuldigten das Verfahren „gegen mich mit folgenden Worten: „„Nicht wir ha„„ben Schuld an den Leiden, die du erlitten, son„„dern dein Ankläger, dem der Verlust seines Geldes so „„nahe ging. Nachdem aber der hervorragende Mann, „„nachdem Moses glaubt, du seyst unschuldig, wer darf „„dich noch in Verdacht haben? Wenn er dich so er„„kennt, wer darf dich verkennen? Es thut uns leid, „„daß Gott dich auf diese Weise in unsre Hände geführt „„hat; aber wir wären strafbar, wenn wir dein Schick„„sal nicht sogleich erleichterten, wenn wir nicht alle „„Kräfte anstrengten, dich pfeilschnell aus diesem Kerker „„zu befreien."" — „Und in der That, sie ruheten „und rasteten nicht, bis sie meine Loslassung zu Stande „brachten. So erlangte ich die Freiheit an dem Vor„abende des Passahfestes, zu der Epoche unsres Ausgangs „aus Aegypten. Dankbar verkünd' ich, o Herr! deine „Gnade, die du mir durch den Mann erzeigt hast, der „itzt in Eden ruht!"

Berlin.

David Friedländer.

Druckfehler.

Seite 3	Zeile 23	v. o.	statt	Ihnen	l. Ihm.
„ 15	„ 11	v. o.	„	und	l. sie.
„ 21	„ 10	v. u.		und fällt aus.	
„ 33	„ 9	v. u.	„	sich mit	l. sich nicht mit.
„ 38	„ 13	v. u.	„	Schule	l. Schüler.
„ 60	„ 5	v. o.	„	Weltherr	l. Weltenherr.
„ 60	„ 11	v. u.	„	freier	l. feiner.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Mendelssohn, Moses,

Moses Mendelssohn Fragmente von ihm und über ihn

Berlin 1819

Biogr. 768 m
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10065048-7